Allgemeine Deutsche Volks-Bibliothek.

Siebenter Jahrgang.

Fünfter Band.

Kienseppli

oder

Almosen und Wohlthaten.

Eine Erzählung
von
Th. Meyer-Merian.

Erster Theil.

Berlin.
Im Verlage von Julius Springer.
(Verlagshandlung des allgemeinen deutschen Volksschriften-Vereins.)
1854.

Allgemeine

Deutsche Volks-Bibliothek.

Siebenter Jahrgang.

Fünfter Band.

Kienseppli

oder

Almosen und Wohlthaten.

Eine Erzählung

von

Th. Meyer-Merian.

Erster Theil.

Berlin, 1854.

Im Verlage von Julius Springer.

(Verlagshandlung des allgemeinen deutschen Volksschriften-Vereins.)

Kienseppli

oder

Almosen und Wohlthaten.

Eine Erzählung

von

Th. Meyer-Merian.

Erster Theil.

Berlin, 1854.

Im Verlage von Julius Springer.
(Verlagshandlung des allgemeinen deutschen Volksschriften-Vereins.)

I.

Wer im Schlößlein wohnt.

In der niedern braungetäfelten Stube des sogenannten Schlößleins zu Würmlingen saß hinter einem altmodischen riesigen Schreibpulte ein stattlicher Mann, Meister Joachim Brandis. Eine halbgeleerte Flasche, Brosamen auf einem Teller und einige Fleischüberreste waren in den Hintergrund gedrängt von den Papieren und einem Paar gewaltiger Bücher. Verschiedne Beutel mit Geld aber und die Hausmütze, die sich im Eifer auf's eine Ohr verschoben, verriethen noch deutlicher die Natur der Beschäftigung und den Ernst, den der Meister ihr zugewendet. Eben steckte er die Feder quer in den Mund und drückte die Brille wieder zurück von der Nasenspitze, auf die sie hinuntergeruscht. Nach genommener Herzstärkung hatte er seine Zinsen berechnet und sich in den Büchern nach den säumigen Schuldnern umgesehen.

Wenn man schon meint seinen Nebenmenschen helfen zu wollen, man ist nur der Narr seiner Gutherzigkeit! — murmelte der Mann am Schreibtisch vor sich hin; denn die Frau und das Mädchen, die noch mit ihm in der

Stube weilten, schien er gar nicht zu beachten, noch im mindesten eine Antwort von ihnen zu erwarten. Beim Hubelmartin, — fuhr er in der vorigen Weise fort, — muß ich auf meine Sicherheit denken, er steht schlecht und am Ende kommen mir Andre noch zuvor! Auch der Durs ist mit dem Zinse wieder im Rückstande, — brummte er nach einigem Hin- und Herblättern in dem großen Hausbuche, — und Niemand läßt sich blicken!

Die Frau, die hinter einem Strickstrumpfe am Fenster saß und eifrig strickte, bemerkte da über ihre Nadeln hinüber, daß Grethe, des Dursen Frau, schon heute früh dagewesen und versprochen, später wieder zu kommen. Meister Brandis drehte gerade sein schweres Haupt nach der Sprechenden und fragte: „mit Geld?" — als es an der Thüre schüchtern pochte und auf das Herein, das in Betracht der unwillkommenen Störung ziemlich barsch klang, ein armes Weiblein in's Zimmer trat, eben des Dursen Frau, die Grethe. Sie wußte nicht recht wie ihr Anliegen am besten vorbringen, was zuerst sagen und was dann nachher und um so weniger, je mehr ihr die Augen des Meisters Wetter und Sturm zu verkünden schienen, wodurch ihre Hoffnungssaat, die ohnehin nur scheu die Köpfchen aus dem dunkeln Herzensgrunde streckte, gar leicht verhagelt werden könnte. Unter Stottern und Mißreden kam es denn endlich heraus das Anliegen: Den Zins, der schon seit einiger Zeit verfallen, noch ein paar Wochen oder Monate ausstehen zu lassen, da der Mann seit Längerem krank liege und die Frau auch nicht viel verdienen könne, Niemand stehe ihr bei, auf ihr allein laste

Alles, die noch gar kleinen Kinder, die Haushaltung und die Pflege des Kranken!

Er kenne diese Reden wohl! unterbrach sie ihr Gläubiger, der Hauptfehler aber sei der, daß der Durs zuviel trinke und ein Lump sei, der die Arbeit von jeher gescheut habe. Dies gehe ihn übrigens weiter nichts an, nur soviel sage er, daß er sein Geld für sich und nicht für Andere gespart! — Es gab ein Hin- und Widerreden, Anklagen und Entschuldigen, eine Bitte um Aufschub und ein Vorwerfen, daß nicht zur Zeit vorgesehn worden welches endlich mit der kurzen und scharfen Erklätung schloß: Will ich was schenken, so schenk ich's, wo's besser angelegt ist; bis Ende nächster Woche, heut ist Dienstag, liegt der Zins auf dem Schreibtische, sonst — — Und was hinter diesem sonst im Halse des Meisters Brandis stecken blieb, schien die arme Grethe mehr Angst zu verursachen als das, was heraus gekommen. Vergebens seufzte sie und meinte, da nicht anders helfen zu können, als daß sie ihre und der Kinder Sonntagskleider verkaufe! und als Jener mürrisch hinwarf: das ist eure Sache, ihr wißt's jetzt! da wandte sich das Weiblein und ließ einstweilen als Unterpfand der harten Thaler ein paar schwere Thränen zurück, die ihr entfallen. Sie war schon fort, als wie zu seiner Entschuldigung Meister Brandis vor sich hinsprach: man muß den Leuten einmal Ernst zeigen, es ist zu ihrem Besten, die Grethe arbeitet wohl brav, aber der Durs ist ein Zapfen! — und hiermit goß er sich den Rest aus der angebrochenen Flasche in's Glas und that einen langen Zug daraus.

Während der Pause die dabei erfolgte, war das

Mädchen von seiner Handarbeit, die es verrichtete, aufgestanden und zu der am Fenster strickenden Frau herangeschlichen. Darf ich nicht mein Sonntagskleid verkaufen, Base? fragte es nach einem kleinen Anlaufe, aber doch mit aller Entschiedenheit. Und als der Meister und die Strickerin das Kind verwundert ansahen, fuhr es fort: ich habe ja sonst noch gute Kleider und fast mehr als ich brauche, wißt ihr noch, von der Mutter selig her, die Grethe aber und ihre Kinder besitzen dann nichts als ihre elenden Röcklein, durch die jetzt schon die Sonne scheint und worin sie am Sonntag nicht einmal könnten in die Kirche gehen. Der Meister aber hieß das Kind schweigen mit seinem vorwitzigen Geschwätze; wenn er für gut finde, der Frau etwas zu schenken, wisse er schon wie es anstellen. Brigitte, nachdem ihre vor Verwunderung unthätig gewordenen Nadeln wieder zu arbeiten begonnen, knüpfte eine lange Predigt von der Arbeit und vom Verdienen daran und daß des Dursen noch selten begehrt in die Kirche zu gehn; Marie aber (so hieß das Mädchen) möge sich erst seine Kleider selber anschaffen, bevor es sie an andere Leute zu verschenken gedenke. Und Vieles noch kam vor in der Predigt von des Mädchens Vorwitz, seinem Leichtsinn und Undanke gegen empfangene Wohlthaten, die es so gering achte, nebst Ermahnungen zu Fleiß und Mäßigkeit, um nicht einst in gleiches Elend zu gerathen wie die Familie des Durs. Wer weiß wie manches Capitel noch gefolgt wäre, wenn es nicht unten an der Hausthür gescharrt und die Predigerin nicht sich selber unterbrochen hätte mit der Nachricht, der Vereinsläufer

Brudermann sei gegen das Schlößlein heruntergekommen, was der wohl wollen könne?

Sag' ihm, ich sei nicht zu Hause! rief Meister Brandis; aber es war schon zu spät. Ehe die emsige Strickerin, die bloß noch auf eine neue Nadel stricken wollte, aufgestanden, öffnete sich schon die Stubenthür und ein glattes glänzendes Gesicht mit gescheitelten rothblonden Haaren schob sich lächelnd durch die Spalte und guckte forschend in's Zimmer herein. Die lange Gestalt in zugeknöpftem grauen Oberrocke und weißer Halsbinde folgte dem freundlichen Gesichte gebückt nach und bewegte sich mit leisen unhörbaren Schritten gegen Meister Brandis, den sie demüthig als Herrn Armenpfleger begrüßte. Als dieser eine lange Rolle, nicht gar sauber mehr, in der Hand Brudermanns erblickte, verfinsterte sich sein Gesicht merklich, verrieth aber zugleich den Kampf mit der innerlichen Verlegenheit. Er hatte auch ganz richtig geahnt, es war wirklich eine Collektenliste, die ihm da in's Haus, das heißt zum Unterzeichnen, gebracht wurde. Mit aller möglichen Süßigkeit entrollte Brudermann vor ihm das bittre Recept, eine Liste zur Stiftung eines vergoldeten Knopfes auf einer neuerbauten Kirche in Mähren, an der der ehemalige Vereinsvorsteher, Herr Candidat Schlichtehaupt, nunmehr als wohlbestallter Pfarrherr wirke. Des Meisters Herz war aber nicht von Wachs, daß es sich durch die warme Freundlichkeit so leicht biegen ließ. Was ihn die Kirchthürme in Mähren kümmerten! es gäbe in der Nähe genug Löcher zuzustopfen! fuhr er heraus und hinterdrein polterte es noch wie wenn der Sturmwind durch

einen Schloth herunter fährt und Thüren und Fenster aufreißt und zuschmettert.

Wenn man wilde Rosse fängt und ihnen die Schlinge umgeworfen, läßt man sie vor der Hand austoben, sich abarbeiten und erst wenn sie müde geworden, macht sich der geschickte Reiter an die Zähmung; — diese Methode schien auch Brudermann befolgen zu wollen. Erst als Meister Brandis sich einigermaßen verschossen, trat er mit seiner glattfreundlichen Art an ihn heran, streichelte den Ungeberdigen, langte ein Speckchen nach dem andern hervor und zog es ihm durch's Maul. Er hob hervor, wie weiland der ehrwürdige Schlichtehaupt gar große Stücke auf den Herrn Armenpfleger gehalten und wie es ihn darum besonders freuen müßte, sich noch in einem freundlichen Andenken zu sehn. Unfehlbar müßte es auch dem guten Zwecke schaden oder Viele befremden, auf der Liste, die überall herumkomme, gerade den Herrn Pfleger zu vermissen, der Bürgermeister Wolf und der Regierungsrath Lämmlein ständen schon darauf und von hier trage er das Papier grade zum Herrn Pfarrer, der gewiß auch fragen würde, warum man nicht zum Herrn Pfleger gegangen? Nur wie nebenbei bemerkte aber der Schlaue, daß das Verzeichniß der Stifter unfehlbar zum ewigen Gedächtniß für ganz Mähren in den hohlen Knopf eingeschlossen werde. Kurz, nachdem endlich noch Brigitte, eingedenk der Leistungen Schlichtehaupts in hiesigen Wohlthätigkeitsvereinen, das Ansuchen um einen Beitrag mit Wort und Geberde vom Fenster her unterstützte, und hervorgehoben das Verdienstliche solcher Handlungen und wie ein reicher Segen darauf ruhe; da biß denn endlich

Meister Brandis in den sauern Apfel und unterschrieb sogar noch einen Franken mehr als der vorstehende Regierungsrath Lämmlein. Daß er jedoch unter die fröhlichen Geber gehört hätte, die Gott lieb hat, das ließ sich aus seinem Gesichte durchaus nicht so bestimmt abnehmen.

Mit entsprechenden Complimenten auf die „bekannte Wohlthätigkeit" entfernte sich hernach Brudermann wieder ebenso aus dem Zimmer wie er hereingetreten. An Meister Brandis aber nahe vorbeizugehen war jetzt nicht rathsam, die leiseste Berührung konnte einen drohenden Ausbruch verursachen. Das schienen auch die beiden Frauenspersonen zu fühlen, wenigstens hielten sie sich mäuschenstill. Umsonst! bot sich kein Anlaß, so machte ihn eben der Pfleger sich selber und brach unwillig los, wie man von überall her angesogen werde, am Ende komme er mit aller Wohlthätigkeit noch selber an den Bettelstab, dann werde schwerlich Jemand mit ihm theilen wollen. Ein Heidengeld sei so schon drauf gegangen, er möchte bald die Vereine und alle Kirchen in Mähren und Hinterpommern dazu wären wo der Pfeffer wachse! — Dies war eigentlich auf die Strickerin am Fenster gemünzt, welche, nach Allem zu schließen, die meiste Schuld trug, nicht allein, daß Meister Joachim Brandis Armenpfleger geworden, sondern daß er überhaupt, wie die Leute des Ortes sich ausdrückten, „in die Wohlthätigkeit gab". Sie nahm darum auch den Trumpf herzhaft auf und Einiges von dem Zwirnknäul abwickelnd, erwiederte sie, das sei im Grunde sündhaft gesprochen und undankbar dazu; ob er denn vergessen, wie viel Segen ihm dadurch zu Theil geworden, der Ehre und einer künftigen tausendfältigen

Vergeltung gar nicht einmal zu erwähnen! Es ist merkwürdig, aber Meister Brandis, so wenig er sich sonst einschüchtern ließ oder gleich gefangen gab, er führte hier den Streit nicht weiter fort, als fühle er sich in diesem Gebiete Brigitten doch nicht hinlänglich gewachsen.

Sonst war der Meister Joachim nicht nur in dem weitläufigen aber ziemlich baufälligen Schlößlein die Hauptperson, sondern zählte auch in dem Landstädtchen, an welches das Schlößlein stieß, unstreitig zu den bedeutendern Männern, namentlich seit er die meisten seiner Aecker und Felder verpachtet, die frühere Walkerei aufgegeben und dagegen verschiedene öffentliche Aemter und Ehren bekleidete.

Er hatte ja Zeit zu dergleichen und nahm die Stellen an; was braucht es mehr? fragten die Leute und wählten ihn. Privatvereine folgten nach und ernannten den angesehenen Mann in ihre Commissionen, man riß sich bald um ihn, machte Parade mit ihm und um somehr, je dringlicher er bat, Würdigern das Zutrauen zu schenken. Meister Brandis war zwar einmal verheirathet gewesen, hatte aber bald seine Frau verloren und lebte als kinderloser Wittwer von da an unverehlicht mit einer älteren Schwester und einer Brudderstochter, die ihm die eigene Familie ersetzen sollten. Brigitte war die eine, die andere Marie. Die Schwester war eine merkwürdige Erscheinung, überall galt sie für ein Muster der Häuslichkeit und Wohlthätigkeit. Durch sie besonders, die Hauptstütze und eifrige Beförderin gutthätiger Vereine, war auch Meister Brandis in die zwar private, doch keineswegs verborgene Wirksamkeit hineingezogen worden. Ihre Beharrlichkeit und Ueberredungs-

kunst hätten aber vielleicht auch geringer sein dürfen, als sie wirklich waren, erzeigte sich doch der Armenpfleger gegen jede Art von Ehre nichts weniger als unempfindlich und war selber zu tief von der Ueberzeugung durchdrungen: für dergleichen könne man keine Lumpe brauchen und es sei nothwendig, daß „rechte Leute“ da die Hand im Spiele behielten!

Was aber Jungfer Brigitten weiter betrifft, so werden wenige Menschen behaupten können, sie einen Augenblick unbeschäftigt gesehn zu haben, überall hin begleitete sie ihr getreuer Strickstrumpf, einzig in die Kirche nicht, um so gewisser aber in die Sitzungen und Zusammenkünfte des wohlthätigen Vereins. Und er spielte in der That keine geringe Rolle, denn wie in die Stunden ihres Lebens, so schien der Strickstrumpf selbst in die ganze Anschauungsweise, das Fühlen, Denken, kurz in Leben und Weben von Jungfer Brigitten verwoben zu sein; es giengen hiervon merkwürdige Sagen im Munde der Leute um. Daß Brigitte in jüngeren Jahren noch andere Regungen gehegt als diese zur Leidenschaft oder vielmehr zur andern Natur gewordene häusliche Tugend, war Niemandem bekannt, in der Vorstellung aller jüngern Leute wenigstens war sie mit dem Strickzeug auf die Welt gekommen. Mochte dem nun so sein oder nicht, jetzt wenigstens wehte von der höchsten Zinne ihres jungfräulichen Lebens der Strickstrumpf siegreich in die Welt hinaus. Doch merkwürdig, wie weit und wie enge zugleich diese Welt war! Dort reichte sie allerdings bis über ferne Meere zu den entrücktesten Vorposten der afrikanischen Mission, hier aber endete sie mit schwarzem bodenlosen Abgrunde schon

bei dem kleinsten Gedanken, dem kürzesten Schritte, um den der erste beste Nächste von Brigittens Geleise sich zu entfernen erlaubte. Dergleichen ist nicht unerhört, wenn es auch nichts als ein loses Gerede blieb, daß Brigitte der Mohren sich besonders deshalb so lebhaft annehme, weil die Unglücklichen nichts von Strümpfen wüßten in ihrem blinden Heidenthume. Wie aber das so nahe Aufhören der Welt zu verstehen sei, das zeigte sich am deutlichsten vielleicht bei Marie, dem Bruderkinde Meister Brandis's und Brigitten's. Dieses Mädchen wußte wenig von Vater und Mutter, beide hatte es früh verloren und war dann zum Herrn Vetter, dem Armenpfleger, gekommen. Der Vater soll in seiner Jugend in einem fremden Welttheile gedient haben, war dann nach Hause gekehrt mit Reichthümern, meinten die Leute, brachte er doch einen Papagei und allerlei sonderbare Geräthe und Waffen von wilden Völkern mit heim. Nachher hatte er ein armes Mädchen geheirathet und mit seinem Bruder Joachim gemeinsam die Walkerei in dem sogenannten Schlößlein betrieben. Aber nach Kurzem schon starb er und hinterließ seiner Frau neben einem Mädchen, eben der kleinen Marie, ein nur unbedeutendes Vermögen, wie sich nach der Abrechnung mit dem überlebenden Bruder ergab. Die Wittwe aber, die bei ihres Mannes Verwandten nie wohl gelitten war, starb aus Gram und Kummer über ihre Verlassenheit schon das Jahr darauf. Marie war nun völlig eine Waise. Der Pfleger nahm jedoch das Kind aus Barmherzigkeit, wie er sagte, zu sich und von den Mädchenjahren an bewohnte es in dem alten Hintergebäude

ein eigenes kleines Zimmerchen das nach dem Garten und dem daran vorbeifließenden Wasser hinausgieng.

Neben dem kleinen Vermögen indeß, das durch der Mutter Krankheit nur noch mehr verringert worden, brachte Marie beim Einzug in des Herrn Vetters Haus einen Schatz mit, der alle Verluste aufwog: des Vaters freien, offnen und heitern Sinn, verschmolzen mit der tiefen bescheidenen Innigkeit der Mutter zur glücklichsten gesundesten Naturanlage, zu einem Instinkte gleichsam, der überall das Richtige und Gute heraus fand und that, und der ebenso wieder das Mädchen unverletzbar machte für alles Widernatürliche, Verschrobne und Gezwungne, was ihm später in so reicher Gestaltung aus seiner nächsten Nähe tagtäglich entgegentrat. Nach allen Strafpredigten Brigittens, die das gute Kind zwar mit aufrichtigster Ergebenheit anhörte, hob doch immer wieder die glückliche Natur siegreich ihr Haupt empor. Das Fremde, Unnatürliche, Aengstliche, das wie eine hemmende Hülle sich um die junge Knospe anlegen wollte, wurde jedes Mal wieder von deren schwellender Kraft gesprengt und nur schöner, voller, saftiger entwickelte sich unter solch äußerm Drucke das inwendige, eigenste Leben der jungen Gottespflanze. Wie ein weiches, ja wie ein frommes Herz darum Marie auch haben mochte, so war das Mädchen doch in seinem ganzen Wesen das lautre Gegentheil von Brigitten, was sich nicht nur beim Vergleiche der beiden Personen, sondern schon beim ersten Anblick ihrer Umgebungen zeigte. Brigittens innerster Ueberzeugung nach waren Fröhlichkeit und leichter Sinn völlig unvereinbar mit dem Ernste der Arbeit, während Marie bei

Allem, auch dem trockensten Geschäfte, singen mußte, wenn es gelingen sollte. Brigitte hielt allein die demüthig Bittenden, Wimmernden, Zerknirschten und von Elend gleichsam Starrenden eines Almosens würdig; Marie dagegen gab lieber einem zufriedenen Kinde Etwas, trug einem alten armen Weiblein, das nicht bettelte, sondern sich geduldig fortschleppte, freundlich die schwere Bürde ein Stück Weges oder schenkte ihm sein Abendbrot, half überhaupt lieber bevor es zu Thränen und Seufzern gekommen. Brigitte dachte gleich das Aergste von einem Menschen, Marie jedenfalls immer das Beste, wobei freilich beide sich gleichviel Male irren mochten. Und so konnte auch die sorgliche Base sich im Kleinsten nie genug vorsehen, hatte hundert Wenn und Aber und Bedenken, glaubte auf dem Trocknen zu ertrinken, während das Mädchen die getroste Zuversicht selber war, alles rosenroth sah, dem guten Himmel blindlings vertraute und lebte wie die Lilien im Felde, die Vöglein des Waldes. Hinterm Hause im Garten, daran das kleine Bergwasser vorbeifloß, duldete Brigitte neben Erbsen, Kohl, Salat, Schnittlauch und Petersilie wenig Andres, Blumen gar nicht, denn die waren unnütz und hoffährtig dazu. Ein paar himmelhohe steife Sonnenblumen hatten nur mit Mühe Duldung gefunden und sie bloß in Betracht des Samens, aus dem sich Oel gewinnen ließ. Marie mußte sich darum mit seiner Liebe, ja Leidenschaft für Blumen, auf die kleinen Töpfe und Scherben beschränken, die auf dem Fenstergesimse seines Stübchens Platz fanden, waren doch einige Setzlinge, die es einmal in ein Winkelchen des Gartens zu stecken gewagt, sofort unbarmher-

zig als „Unkraut“ ausgerissen worden. Brigitte saß von früh bis spät hinte den runden, in Blei gefaßten, Scheiben und strickte, die Fenster öffneten sich regelmäßig nur zweimal, Morgens beim Kehren des Zimmers und Mittags nach dem Essen. Mochte da zwischenein die Sonne noch so lieblich scheinen, das Abendroth sich mild über die Felder und Berge draußen legen, Lerchen und Finken hellauf jubiliren, das Fenster blieb geschlossen; es war ja schon verluftet worden heute und das war Alles, was es brauchte. Von Schmuck oder Zierrath gab es in dem großen braungetäfelten Zimmer auch nirgend was zu sehen und wie ängstlich reinlich ein Jedes war, der Boden, die Vorhänge, und eine Ordnung herrschte, nicht anders als wie mit dem Zirkel abgemessen, so sah die Stube doch etwas aus wie eine große Spinnwebe, die ja auch abgezirkelt ist, aber freilich auch grau und eintönig, nüchtern und öde, und Brigitte drin, mit den nie rastenden Stricknadeln, sie ließ sich da nur zu leicht der Spinne selber vergleichen. Wie ganz anders hingegen sah Marie's kleines geweißtes Kämmerlein aus. Wo ein Vorsprung, ein Kästchen oder ein Tischchen sich fand, da stand gewiß auch ein Busch Feldblumen oder ein Blumentopf darauf, und schon grundschlechtes Wetter mußte draußen sein, wenn die Fenster nicht geöffnet waren vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein, daß hin und wider ein neugierig Vögelein, ein vorwitziger Schmetterling in dem Stüblein herumflatterte oder noch spät Mond und Sterne ungehindert hereinguckten. Umsonst waren da alle Warnungen vor der schädlichen Nachtluft oder dem Ungeziefer, dem Zugwind und dergleichen, wovon Brigitte

schauderhafte Gräuelthaten zu erzählen wußte. Marie fürchtete diese nicht und war auch durch seine Entfernung vom Hauptgebäude, mit dem das alte Hinterhaus nur durch einen Verbindungsgang zusammenhieng, vor gar zu häufigen Besuchen der Base ziemlich geschützt. Gleichwohl konnten bei diesen ganz verschiedenen Anlagen Brigittens und Mariens, Reibungen und Zusammenstöße nicht ganz vermieden werden, und wer dabei den Kürzern zog, ist bald errathen. Das arme Mariechen konnte nach einer recht triefenden Strafpredigt wegen seines Leichtsinns, seiner schrecklichen Weltlust recht traurig über sich selber werden und aufrichtig die strengsten Vorsätze für die Zukunft fassen, es konnte Thränen vergießen über seine Verstocktheit im Fröhlichsein und sich heilig vornehmen, ein neues Mariechen zu werden. Betrübt und reuig blickte es dann wohl einige Minuten lang aus dem engen Stüblein hinaus nach den fernen, fernen Bergen, die in violetem Dufte prangten, sah den Schwalben nach, die in weitem Bogen durch den blauen Himmel schwammen oder den Sonnenstrahlen, die auf dem Wasser drunten wie pures Silber glitzerten. Alles erschien ihm so heiter, so warm, so liebevoll dort draußen und der laue Abendwind wehte ihm so milde um die heißen Wangen, daß die Thränen rasch vertrockneten und der trübe Schleier vor seinem Auge sich verzog und das Kind, ohne es zu wissen, wieder lächelte. Die alte Heiterkeit, der alte hoffnungsfrohe Kindersinn zog wieder ein in seinem Gemüthe, Alles war vergessen, Trauer und Vorsätze und — es blieb eben das alte Mariechen.

So nahm eben, trotz all der Luft und den Einflüssen,

die es umgaben, Mariechen doch nie den im Schlößlein herrschenden Geist oder Charakter an, sondern lebte sein besondres Leben fort, ein Fremdling gleichsam im heimathlichen Hause. Aber wie ein verspäteter Schmetterling, der an einem sonnigen Septembertag ausgekrochen, wie ein Veilchen, das sich in einem milden Christmonat zu früh hervorgewagt, wäre des Mädchens harmloser, heitrer Jugendsinn vielleicht auch endlich erstarrt oder verwelkt, wenn es außer dem Schlößlein nicht noch Blumen gefunden, von denen es seinen Lebenshonig gesammelt, oder wenn es nicht an einer mildern Sonne die zarten Fasern des innersten Lebens immer wieder erwärmt und neugestärkt hätte. So selten und in beschränktem Kreise das Kind mit der Außenwelt verkehrte, so leicht und sicher mußte es bei seiner offnen Art doch anziehen, wo es Verwandtem begegnete und in unschuldiger Kinder Art spielte es arglos selbst an Abgründen und langte seine Blumen furchtlos und unverwundet zwischen Nesseln und Dornen hervor. In's Schlößchen kamen wenig Kinder, Meister Brandis und Brigitte machten sich nicht viel aus solchen und zogen sie auch nicht von ferne an. Die Alten hatten überhaupt nicht mannigfachen Verkehr: Brigitte mit ihren Vereinsgenossen, meist älteren und ledigen Frauenspersonen, und der Armenpfleger ebenfalls nur mit Erwachsenen und fast einzig in amtlichen oder Geschäftsangelegenheiten. In's Haus selber war außer des Pfarrers Gottlieb und einer einzigen Freundin seit Jahr und Tag kein Kind gekommen und der Knabe meist nur in Begleit seines Vaters, der mit dem Armenpfleger öfter zu verkehren fand und dessen Besuch diesem auch immer ein wenig schmeichelte.

Während dann die Männer sich besprachen, spielten Gottlieb und Marie unbeachtet mit einander, gab es nur keinen zu argen Lärm, so genossen sie volle Freiheit und so wuchs der Knabe einigermaßen in's Schlößlein hinein, verkehrte drinn zuweilen auch ohne Begleit des Vaters, nicht eingeladen von Mariens Pflegeeltern, aber auch nicht abgewiesen und ebensowenig abgeschreckt von ihrem Wesen, da er ja mit dem Mädchen spielte und darum die sauern Mienen der Alten entweder wenig bemerkte oder sich leicht daran gewöhnte. Der Gottlieb war demnach der einzige wirkliche Hausfreund, dem Marie ihre Blumen zeigen konnte, von dem sie merkwürdige Geschichten hörte, von Leuten, die im weiten Meere auf einsame Inseln verschlagen worden und dort lange Jahre gelebt in Höhlen, die sie gegen böse Thiere mit Wällen und Baumstämmen schützten, die wilde Ziegen einfiengen und zähmten, Früchte sammelten für den Winter, aus Fellen Kleider bereiteten, Geräthe flochten und schnitzten und unter den hohen schattigen Bäumen, den üppigsten Blumen, dem lachendsten Himmel am Ufer des endlosen Meeres ein verborgenes glückliches Leben führten. Wie oft flüchteten die Kinder in solche Einöden, an heimliche Plätzchen, war's auch nur zu oberst im Taubenschlag, in einer alten Kiste, die sie wohnlich einrichteten, vor die sie ein paar Laubzweige steckten und mit dem zusammengebrachten Abendbrote, den Aepfeln, Pflaumen und Nüssen, ihre Vorrathskammer anfüllten. Da wurde die Katze, die unterm Tagloche sich behaglich sonnte, zum furchtbaren Tiger, vor dem Marie sich in's hinterste Eckchen drückte, Gottlieb aber entschlossen zur Lanze griff und den Feind in die Flucht jagte, die ge-

schwätzigen braunen Spatzen auf der Kante des Ziegeldaches verwandelten sich in buntschillernde Papageien, die auf Palmbäumen plauderten und sich schaukelten und die graue Mauerraute erwuchs zum seltsamen Tropengewächse. In diesem Paradiese schwelgten die Kinder, bis von unten herauf die scharfe Stimme Brigittens erklang, die nach Marie rief, welche sie an der Arbeit vermißte und ein groß mächtiges Loch in den geträumten Himmel riß, durch das die nüchterne trockne Wirklichkeit gar unfreundlich hereinguckte. Hätte da nicht bei der Trennung Gottlieb noch gerufen: morgen oder übermorgen komm' ich wieder und da bring' ich dann Pfeil und Bogen mit! Marie würde ein noch viel traurigeres Gesichtchen die Treppe hinuntergetragen haben und durch die Vorwürfe der Base über Tagdieberei und sündhaften Leichtsinn tiefer verletzt worden sein. —

Neben dieser genauern Hausfreundschaft unterhielt indeß Marie noch einige andere losere oder innigere Verbindungen, wenn fortgesetztes Wohlwollen und Theilnahme an sonst fern stehenden Personen auch so heißen kann. Der Kienseppli von Angstenschwyl war dann so ein Freund Mariens, der freilich nie die Hausschwelle überschritt, der höchstens in den, bei Tag gewöhnlich offnen, Hof des Schlößleins gelangte. Marie spielte mit ihm auch nie wie mit Gottlieb, erwies selber ihm nicht viel Vertraulichkeit, war hingegen um so geneigter, sein Vertrauen zu erlangen, ihm etwas zu sein und zu bedeuten. Kurz, das Mädchen spielte in unschuldigem Selbstgefühl gerne die freundliche Gönnerin gegen Seppli, als fühlte es ein Bedürfniß, Jemandem Gutes zu thun, sich eine Seele

auf der Welt zu verpflichten, für welchen Liebesdrang es nicht nur bei den Pflegeeltern keine Nahrung fand, den es ja nicht einmal an einem Thierlein, das ihm eigen gehört, bethätigen durfte. Hierzu war denn freilich der Kienseppli ein sehr geeigneter Gegenstand und er gewann bei Mariechen bald eine solche Wichtigkeit, daß es sogar aus ihrer reizendsten Eilandshöhle springen und den guten Gottlieb im vollem Robinsonsaufzuge plötzlich im Stiche lassen konnte, wenn es von ungefähr den Kienseppli gerade zum Hofthor hereinkommen sah. —

II.

Eine Haushaltung hinter dem Berge.

Zwischen rauhen Bergen, drauf nur Tannen und Fichten gedeihen und finster abstechen gegen die kahlen gelben Stellen wo der verwitterte Fels zu Tage tritt oder der nackte steinige Boden, von dem am steilen Hange der fruchtbare Grund weggerutscht, tief unten dort in der armen Gegend liegt das Dörflein Angstenschwyl, von der Welt abgeschnitten, ohne Verkehr mit ihr, ohne andere Straße als den bodenlosen oder holprigten Karrweg, ja ohne Kirche sogar, denn die Angstenschwyler, wenn sie das Evangelium hören wollen, müssen über den Berg hinüber nach Würmlingen, wo sie kirchgenössig sind. Die Armuth des abgelegenen Dörfleins war sprichwört-

lich und unter fünf Bettlern, die man auf ein Paar Stunden im Umkreis antraf, gehörten sicher vier nach Angstenschwyl. Aus ihren elenden Hütten und dem düstern unfruchtbaren Thale, darin im höchsten Sommer die Sonne schon um fünf Uhr untergieng, wanderten ganze Schaaren, von Kindern namentlich, in die gesegnetern Thäler der Umgegend, sei's für geringe Taglöhnerarbeit, oder daß sie Amseln, Zeisige und dergleichen Singvögel, die sie in ihren Wäldern gefangen, in selbstverfertigten Käfigen nach der wenig Stunden entfernten Stadt zu Markt trugen. Der Haupterwerb aber bestand, neben dem Betteln, doch immer in dem Verkaufe desjenigen Erzeugnisses, das allein in einigem Ueberflusse auf dem Grund und Boden der Gemeinde Angstenschwyl gedieh, nämlich des Kienholzes, das, in Stückchen zerschnitten und diese wieder zu Bündelchen vereinigt, in Tragkörben durch's Land zum Verkaufe geboten wurde, den Köchinnen zur Bequemlichkeit beim Feueranzünden, wie auch für sorgliche Hausfrauen zum Schutze der Wollkleider gegen Motten. Darum wurde denn namentlich im Frühjahre, wo es galt die Winterkleider während des Sommers sicher zu verwahren, der Kienhandel schwunghaft betrieben. Ganze Lasten des nützlichen Holzes schleppten die Rücken der Dorfjugend über den Berg in die Welt hinaus und ein sonst ungewöhnliches Leben, eine Art augenblicklicher Wohlhabenheit beinahe, kam in das armselige Dörfchen.

In Angstenschwyl gab es gewiß viele sehr elende Hütten, unter mehr als eines der tief hinuntergehenden und vorspringenden Dächer, darunter das Haus selber sich schier verlor, warf die liebe Sonne Jahr aus Jahr

ein nicht einen einzigen heitern Blick, aus Scheu gleichsam vor dem Schmutz und der bittern Dürftigkeit, die in den dumpfen Räumen drin zusammengepfercht lagen und mit dem qualmenden Rauche des Kochheerdes um die Oberhand rangen. Wie manches finstre Gelaß fand sich da, von dem nicht bestimmt zu sagen war, ob es am ehsten Wohnstube, Schlafstelle oder aber Keller, Küche, ja Stallung sei? Jedoch die erbärmlichste aller dieser Wohnungen war gewiß die des Pfeifernazi zu hinterst im Dörflein, am Felsen anlehnend, von Tannen überragt, zwischen Gestrüpp und Steinen. Und wie strub Alles von außen aussah, innen war's um kein Haar besser und wie innen so auch zu allerinnerst, das heißt bei den Leuten, die in dem Neste hausten. Ungemachte Betten standen zwar keine in der Stube, aber Stroh und Lumpen fanden sich in den Winkeln, auf denen der Nazi schnarchend ausgestreckt lag, oder draus das Gewimmer eines kleinen Kindes drang. Ob das Brett auf den beiden Böcken ein Tisch sein sollte oder eine Bank, war schwer zu sagen, es hätte auch ein Geschirrschaft, ja noch Aergres sein können nach all dem, was da drauf herumfuhr, Reinem und Unreinem. Ebensowenig war mit dem bloßen Auge zu erkennen, ob der Fußboden einfach aus zusammengestampfter Erde oder aus mit Unrath überzognen Holzdielen bestand. Zwei niedre schmale Fenster sollten hell machen in dem Loche, vermochten es aber nur halbwegs, wenn sie offen standen, was beinahe nie geschah, denn von den acht kleinen Scheibenrahmen waren zwei mit Papier verklebt, zwei mit Lumpen zugestopft, Nummer fünf und sechs von Schmutz undurchsichtig, so daß nur durch die beiden letzten, darin weder

Papier, noch Lumpen, noch Glas sich fand, das Tageslicht eindrang nebst dem bischen frische Luft, das sich etwa mit herein verirrte. Es gäbe eine gar weitläufige Beschreibung, wenn Jedes in der armseligen Wohnung wollte aufgeführt werden und wäre doch kaum der Tinte werth, die's dafür brauchte, Geräthe, Bettwerk, Kleider und Geschirr, Alles zusammengerechnet. Eins aber, das auf dem Tische oder der Bank stand, war doch gar wichtig und die Hauptsache im Hause. Der Pfeifernazi hatte es mitgebracht aus Holland, wohin er als arbeitsscheuer Taugenichts entlaufen und die Pfeife geblasen hatte bei einem Regiment, darum er auch seinen Namen erhalten, als er wieder heimgekehrt. Und dieses Hauptstück, das er mit nach Hause getragen von den Soldaten und aus der Fremde, und von dem er sich nimmer getrennt seither, das war die Schnapsflasche. Nicht Tag nicht Nacht galt da etwas, weder Arbeit noch Ruhe, sowenig als Sonntag oder Werktag einen besonderen Unterschied machten in der Haushaltung und dem Leben des Nazi; sondern es kam Alles allein darauf an, ob die Schnapsflasche leer oder gefüllt. Diese war Tag für Tag der herrschende Jahresregent, sie machte Regen oder Sonnenschein, Fest- und Fasttage, gieng für's Essen und versteht sich, auch für's Trinken. War Schnaps da, so war der Vater hell auf, die Kinder konnten thun, was sie wollten, die Mutter die magerste Suppe aufstellen, ihr Mann zürnte es nicht, merkte es nicht einmal in seinem Dusel und begehrte nichts als einen Winkel, sich wieder nüchtern zu schnarchen und beim Erwachen von vorn anfangen zu können. Aber wenn dann die Flasche leer auf dem Brette

stand, der Nazi vergebens in allen Taschen nach einem Batzen suchte, die Mutter keinen fand und keins der Kinder, weder vom Betteln noch von kleiner Taglöhnerarbeit, einen heimgebracht hatte, dann änderte das Wetter plötzlich. Aus der Windstille seines Schnapsschlummers brach fürchterliches Unwetter mit Blitz, Donner und Hagel hervor, schlug ein hie und da, auf die morschen Geräthe, in die letzten Scheiben, wie auf die Köpfe von Weib und Kind und lange, lange gieng's, bis der Sturm sich nur wieder ein wenig gelegt, denn ganz besänftigte ihn erst die gefüllte Schnapsflasche, um die sich eben Alles drehte. Wie's hiebei mit der Arbeit, dem Verdienste, dem Hausfrieden und der Kinderzucht beschaffen war, ist leicht zu errathen. Ob und was der Nazi eigentlich arbeitete, wußte Niemand recht, dann und wann taglöhnte er ein wenig bei den Bauern, wurde aber wenigstens ebensoviel Male fortgeschickt als gerufen. Er strich sonst in den Wirthshäusern der Umgegend herum und als ihm die von Obrigkeit wegen verboten wurden, betrank er sich eben daheim. Sein Hauptverdienst waren die Rappen und Kreuzer, welche seine Kinder nach Hause brachten oder hin und wider die Frau, wenn sie im Dorfe an eine Wäsche genommen worden. Mit der Kinderzucht war's eigen: die eine Stunde gab's Ohrfeigen links und rechts, die folgende Liebkosungen, und die einen wußten sich die Kinder so wenig zu erklären als die andern, der Schlüssel dafür aber lag wieder verborgen unter dem Stöpsel der Schnapsflasche. Schon als ganz klein erhielten die armen Würmer Branntwein, wenn sie viel schrieen zum Beispiel, denn der Branntwein beruhigte sie, behauptete

der Vater. Als sie älter geworden und gehn konnten, um den Vater standen wenn er trank und ihm in's Maul schauten, da fragte er wohl in seiner guten Laune: Willst auch? und Kinder sagen da gleich, Ja! Sie erhielten darum einen Schluck. Verzerrten sie ob dem Feuer, das ihnen durch Mund und Hals hinunterflammte, das Gesicht und husteten und schluchzten sich blau, so lachte der Alte hell auf, und wenn nachher eines gar schwankte und stolperte, verkehrte Geberden machte und unverständliches Zeug lallte, da war das für ihn der allerköstlichste Spaß und er hielt sich mehr als einmal den Bauch vor Lachen über die kleinen Bälge mit ihren lustigen Räuschlein. Scheuten sich auch das nächste Mal die Kinder gegen das höllische Getränk, so war der Nazi viel zu viel von den Vorzügen desselben eingenommen, als daß er sobald nachgelassen und die Kinder nicht allmälig doch bei der und jener Gelegenheit an den Brenz gewöhnt hätte. Er behauptete ja, daß derselbe am besten wärme, und wie oft nicht froren im Winter die armen Kleinen! Auch stärken sollte er sie, wenn sie schwach und müde waren, was der alte Zapfen wahrscheinlich von seinen Händen abnahm, die immer zitterten und nichts fest anfassen mochten des Morgens, bevor er seine Herzstärkung zu sich genommen. Waren daher Prügel die Strafe für Unarten und Fehler der Kinder, oder was als solche angesehen wurde, so schwang sich umgekehrt der Schnaps bald auf zu der Stelle einer Belohnung für sie.

Bei solchem Vorbilde und zwischen den beiden Bildungsmitteln, Prügel und Brenz, wuchs denn auch des Nazi ältester Sohn, der Seppli, allmälig heran. Früh

wurde das Büblein auf den Bettel geschickt und mit so kläglicher Stimme und betrübter Miene, als nur je ein Betteljunge, wußte er die zu Hause eingeprägten Worte an Mann zu bringen: wie daß der Vater an der Auszehrung gestorben und die Mutter mit fünf unerzogenen Kindern im Elend sei und sie kein Stücklein Brot im Hause hätten! Dieses sagte Seppli, ohne nur im mindesten zu grübeln wie arg er lüge, er brauchte eben die Worte, wie ein Anderer einen Handwerksvortheil braucht. Der Kleine war im Grunde ein feines Kind und das offene rothmündige Gesicht, die großen hellen Augen hätten vielleicht aus ganzen und guten Kleidern heraus lange nicht den Eindruck gemacht, wie aus den armseligen und schmutzigen Lumpen. Auch seine Geberden und Bewegungen, seine Stimme hatte Etwas an sich, was dem Kleinen das Wohlwollen der Menschen rasch gewann. Man sah es ihm gleichsam an, durch all die elende Verhüllung, daß er kein geborner Bettelbube sei, denn ein kräftiges und doch edles Leben schien in die Lumpen gebannt zu sein und diese nur so wie eine aufgezwungene Mummerei zu dulden, wozu denn die klagende Stimme, die traurige Miene auch ganz gut paßten. Was Wunders darum, wenn Seppli viele Almosen erhielt und stets mehr Geld nach Hause brachte, als alle die andern Geschwister! Auf die Art ward er des Vaters Liebling und erhielt also auch am häufigsten Brenz. Dies war sein Glück, denn er übernahm sich einmal mit dem starken Getränk und es wurde ihm sterbenswehe, daß selbst dem Vater anfieng bange zu werden. Von diesem Male an blieb dem Seppli solch ein Ekel

zurück, daß er keinen Schluck Schnaps mehr nehmen mochte und es ihn schon schüttelte, wenn er nur daran roch. Er gewann damit freilich weder an Achtung noch an Zuneigung bei seinem Vater. Noch stärker aber zog er sich dessen Ungunst zu, als er, immer mehr vom Kinde zum Buben anwachsend, als ein kräftiger und großer Bursche eines Theils weniger Almosen erhielt (er solle arbeiten! meinten die Leute), anderen Theils aber sich des Bettelns zu schämen begann, da sich die demüthigen kläglichen Bitten nicht mit der Kraft und dem kecken Muthe vertrugen, die ihm in Herz und Glieder staken. Er hätte jetzt viel lieber gefordert, getrotzt, frischweg genommen, als den Hilflosen gespielt, gebettelt und gewimmert. So kam Seppli denn oft mit gar wenig Geld, oft mit gar keinem nach Hause, erhielt nun aber hier um so reichlichere Prügel. Er machte sich zwar nichts aus dem Brenze, der ihn belohnen sollte, die Prügel indeß liebte er doch noch minder, darum weilte er stets weniger gern daheim, streifte am liebsten draußen herum, im Walde, wo er auf die Bäume kletterte, den Vögeln nachstellte, auf ihr Pfeifen merkte und es nachzuahmen suchte, sie auch einfieng und in Käfigen nach der Stadt zum Verkaufe trug. Oder wenn's gegen Weihnachten gieng, schnitt er kleine Tännlein zu Christbäumen, freilich hinterm Rücken des Waldhüters, aber grade weil Gefahr dabei war und er bei Nacht und Nebel, auf ungebahnten Wegen und wenn die Füchse bellten ringsum in der scharfen Winternacht, die grüne Last heimlich nach dem Dorfe zu schleppen hatte oder sonst nach einem Schlupfwinkel, eben um des Wagnisses willen gefiel dem Buben

das Treiben. All seine Angst, wenn ihm der Forsthüter auf den Fersen war, die blutigen Risse in der Haut, die blauen erstarrten Glieder, wenn er durch Dornen über Abhänge mit seinen gestohlenen Tannenbäumlein floh, waren ihm hundert Mal willkommner als die breite sichre Landstraße, darauf er wie ein Krüppel oder armer Sünder die Vorbeigehenden um Gottswillen anbetteln sollte. Und sein Vater, der Nazi, fügte sich denn gern oder ungern am Ende auch, nachdem er genug geflucht und geprügelt, um so eher, da aus den Batzen, die Seppli vom Verkauf der Vögel, Eichhörnchen und der Tannenbäumchen heimbrachte, der gleiche Brenz sich kaufen ließ wie aus dem Bettelgelde, wenn vielleicht auch nicht so viel und nicht so regelmäßig. Denn der Uebelstand war nicht zu vermeiden; während für's Betteln Jahr aus Jahr ein die Jahreszeit gelegen war, so konnten Vögel nur im Sommer, Christbäume zu keiner andern Zeit als um Weihnachten verkauft werden und selbst mit dem Kienhandel, den der Seppli noch betrieb, gieng's nur im Frühling. So gab es denn manchen trocknen und durstigen Augenblick zwischenein und wenn auch die andern Kinder beim Bettel blieben und da aushalfen, so sah Nazi seinen Seppli, der nichts brachte, doch immer an, als läge auf dem die größte Verantwortung, welche Gedanken sich oft unvermuthet und plötzlich in Scheltworten und Püffen Luft machten.

In diesem Hause, bei diesem Vorbilde und solcher Erziehung wuchs Seppli auf und ward ein wilder verwegener Bube, der nicht arbeiten mochte, sondern beständig umherstrich, aber weder Mühe noch Gefahr scheute und

bei allen Streichen doch nicht bösartig war, namentlich aber von der Jugend weit und breit um seiner Künste willen geliebt und bewundert wurde. Und wirklich, mochten tiefe Nebel und Wolken rings zur Erde herunterhängen, oder die Sonne glänzen und funkeln, mochte tiefer Schnee auf dem Lande liegen oder Wiese und Wald ringsum blühen und grünen, der Seppli, mit seiner Kienhutte oder den Vogelkäfigen auf dem Rücken, schritt wie ein König durch die Welt und als wäre die sein unbestrittnes Erbe und Eigenthum. Mochten feingekleidete Herrschaften in Prachtkarossen an ihm vorüber sausen, oder wohlhabende Bauern die vollen Fruchtwagen nach ihren Scheunen fahren, in der Stadt die Kaufläden strotzen von allen Schätzen und Herrlichkeiten und Reichthum und Bequemlichkeit aus allen Fenstern herausgucken, das Alles ließ den Kienseppli ohne Neid, hatte er doch seinen viel schönern grünen Wald, mit all den heimlichen Schluchten und verwachsenen Gängen nach den Nestern der Vögel und Eichhörnchen, die Niemand kannte als er und dann das freie Feld, das er nach Belieben durchstreichen konnte, nirgend gebunden, von keiner Hecke, keinem Graben aufgehalten. Wie hätte ihn auch eine Sehnsucht nach einer bleibenden Stätte, einem heimathlichen Heerde anwandeln sollen? ihn, der ja nicht von ferne wußte, was häusliches Leben sei, dem hinter jeder Thür, an jeder bleibenden Stätte, wenn nicht geradezu Prügel oder die Schnapsflasche mit ihrem Streit und Ekel, so doch Zwang und Unfrieden zu lauern schienen. Nach Kinderart machten duftende und lockende Eßwaaren noch am meisten Eindruck auf ihn und reizten seine Begier, doch von Neid

wußte seine Seele auch da nichts, hatte er doch sein Stück Schwarzbrot in der Tasche und dann war ihm keine Hecke zu dornig, daß er nicht hindurch gedrungen wäre, kein Fruchtbaum zu hoch, daß er ihn nicht erklettert hätte, im freien Felde oder auch in Gärten, um nach Herzenslust den rothen Apfel zu pflücken, der ihn anlachte. Freilich daraus machte er sich auch nicht das mindeste Gewissen, und es fiel ihm nicht von weitem ein, nach einem Rechte zu solchen Einbrüchen zu fragen. Seppli war schrecklich verwahrlost aber voller Anlagen. Wie ein jeglicher Vogel pfiff wußte er und konnte ihn auch nachahmen: Wachteln, Finken, Meisen, Lerchen und Amseln, es waren ihm alle gleich und verstand es so gut, daß wo er sein Pfeifen und Locken hören ließ, die guten Vögelein, die Ihresgleichen zu hören vermeinten, gleich Antwort gaben und sich herbeiließen. Ebenso täuschend wußte er das Bellen von Hunden, großen und kleinen, nachzuahmen und wer ihn so kläglich miauen hörte, der meinte gewiß, ein Kätzlein sei irgendwo eingesperrt. Gieng er Nachts durch's Dorf nach seiner Hütte und fieng an zu krähen, dann schüttelten die schlaftrunknen Hühner ihr Gefieder und streckten sich auf den Sedeln, denn sie meinten, der Morgen sei schon gekommen, da ja der Hahn krähe! Bei so vielen Kunststücken war's nur natürlich, daß Seppli der allgemeine Liebling der Kinderwelt geworden und seine Ankunft überall ein Fest war. Geld trugen diese Künste freilich nicht viel ein, doch ganz brotlos konnte man sie just auch nicht nennen. Und neben dem Brot, das sie dem Buben verschafften, lagen auch noch Aepfel und Nüsse, manchmal selbst ein Hemdlein, wenn

aus den Fetzen des seinen Schultern und Ellbogen gar zu freimüthig herausguckten. Das Selbstgefühl, das der Seppli empfand, wenn er den unkundigen Kindern dieses oder jenes Hofes seine bunten Vögel zeigte, die verschiedenen Namen und Eigenschaften mit Kennermienen nannte und bei offnen Mäulern seinen Zuhörern den verschiedenen Gesang zum Besten gab, dieses Selbstgefühl entschädigte ihn dann wieder für manche Schläge und Scheltworte, die er zu Hause erdulden mußte, wenn er mit leeren Händen, oder doch ohne Geld, von seinen Streifzügen zurückkehrte. Erst da er älter und stärker wurde, fielen ihm auch die Prügel lästiger, nicht der Schmerzen wegen, denn die mochte er nur eher ertragen, aber es empörte sich etwas in ihm gegen die Schläge, ohne daß er klar wußte, was eigentlich. Darum bemühte er sich erst später wahrhaftig, sie zu vermeiden, wozu es freilich kein andres Mittel gab, als daß er seinen Vater zufriedenstellte. Da ihm nun mit den zunehmenden Jahren Betteln auch immer mehr widerstrebte, wie das Geprügeltwerden, und die andern Erwerbsquellen oft gar mager und unterbrochen flossen, so kam Seppli auf allerlei Nebenwege, die nicht nur gefährlich, sondern auch schlecht waren. Die Gefahr freilich schreckte den kühnen Burschen am wenigsten, im Gegentheil, sie lockte ihn; mit der Erkenntniß des Schlechten inzwischen sah es bei der bisherigen Erziehung mißlich genug aus, besonders da es auch der Vater damit gar nicht genau nahm. Welches Kind aber wird das verabscheuen, was die Eltern billigen? Hie und da Aepfel stehlen, das hatte Seppli schon auf eigne Faust getrieben und sich durchaus kein Gewissen daraus gemacht.

Selten nur war er ertappt worden, er hatte mit List und Gewandtheit immer zu entwischen gewußt, auf diese verließ er sich nun und das Gelingen reizte ihn. Ein Kriegsheld kann nicht freudiger und stolzer die Waffen seines besiegten Gegners davontragen, als Seppli die Aepfel und Pflaumen vom höchsten Gipfel eines Baumes, der mitten in einem durch Hecken und Mauern wohl verwahrten Garten stand. Mit Aepfeln und Pflaumen war indeß dem Nazi nicht gedient, die schmeckten weder wie Schnaps, noch konnten sie mit besonderem Vortheile wieder verkauft werden. Eine Taube, die der gewandte Junge einmal auf dem Dache fieng, ließ sich schon eher gebrauchen und so war denn Seppli bereits einen Schritt weiter gekommen: er stahl nicht mehr einzig für seinen hungrigen Magen. Freilich war das nach seiner Ueberzeugung noch nicht gestohlen. Die Taube auf dem Dache erschien ihm vogelfrei, sie konnte ja fortfliegen, die Katze, die er einfieng und ausbälgte, vermochte über die Dächer zu entfliehen, warum ließen sie sich denn von ihm fangen, die dummen Thiere! Und eine Taube oder Katze zu verlieren that auch im Grunde Niemandem besonders weh, für den Seppli aber waren sie der Lohn seiner List und Gewandtheit und vor allem der Loskaufspreis für die leidigen väterlichen Prügel. Nimmer hätte Seppli Geld, Geräthe, Kleider und dergleichen gestohlen und am allerletzten in Häusern, darin er bei seinen Streif- und Handelszügen mit der Kienhutte Eingang fand, denn nicht nur wäre da kein Heldenmuth zu zeigen gewesen, es wohnte ihm auch ein viel zu lebendiges Rechtlichkeits- und Ehrgefühl inne, um ein Zutrauen so zu mißbrauchen und sich etwas anzueig-

nen was in guten Treuen seiner Rechtschaffenheit so zu sagen anheim gestellt wurde. Lieber zehn Mal hätte er sich schlagen lassen vom Vater als nur eine Stecknadel zu entwenden und wenn's auch kein Mensch gesehen hätte. So ungern daher Seppli um die Gärten und Häuser herum von den Leuten gefunden wurde, so wenig trugen Bekannte ein Bedenken, ihm die Thüre zu öffnen, Zutritt in ihre Wohnung zu gestatten und ihn mit den Kindern spielen und Kurzweil treiben zu lassen.

III.

Anfang und Ende einer Predigt, wobei ein weißes Huhn abhanden kommt.

Zu diesem Kienseppli nun hatte Marie eine ganz besondere Neigung gefaßt. Schon das stets aufgeweckte und kecke Wesen des Bettelbuben mußte das lebensheitre Mädchen ansprechen, und diese natürliche Hinneigung wurde dann noch verstärkt durch das Uebergewicht, das Marie in Manchem über den armen Burschen hatte. Sie gefiel sich nicht nur darin, leiblich für ihn in Dem und Jenem zu sorgen, sondern suchte auch oft selbst mit erbaulichen Zusprüchen und Rathschlägen sich ein weitres Verdienst um ihn zu erwerben. Und der Seppli, der für eine Handvoll Nüsse ohnehin Manches in Kauf nahm,

wie wild und unbändig er war, von dem Mädchen ließ er sich ein solch mütterliches Vorsorgen gefallen, that es ihm doch wohl, Jemanden zu finden, der sich um ihn anders kümmerte, als nur daß er ihm Prügel gab oder Schnaps anbot. So hatte sich ein eigenthümliches Verhältniß gebildet. Nie vergaß Seppli auf seinen Zügen das Schlößlein, brachte dorthin gewiß immer den speckigsten Kien, gab da zuerst seine neuesten und glänzendsten Kunststücke zum Besten, während Marie, wenn sie von weitem den Seppli pfeifen hörte, gewiß immer Puppe und Spiele im Stiche ließ und hinab in den Hof eilte. Als indeß die Beiden genauer mit einander bekannt wurden und des Bettelbuben natürliche Scheu vor dem wohlhabenden und gutgezogenen Mädchen überwunden war, da fehlte es freilich auch nicht an Neckereien; doch solche Tage, wo die vorfielen, waren für Seppli nie die ergiebigsten. Im Winter dagegen, wenn es Stein und Bein fror und tiefer Schnee lag und die nackten Zehen dem armen Buben aus den zerrissenen Schuhen herausguckten oder aus dem durchlöcherten Aermel der Ellbogen, wenn er da zitterte und schlotterte wider Willen mit seinem leeren Magen, in den vielleicht seit Tagen nichts Warmes gekommen, da war es Marien gewiß immer leider als ihm selber, wenn sie für den Hungernden nichts zu essen hatte, oder mit diesem oder jenem Kleidungsstücke den Entblößten nicht zu bekleiden vermochte. Und bei der Genauigkeit des Armenflegers und Brigittens wäre dies noch öfter der Fall gewesen, wenn das gute Kind nicht durch alle erdenklichen Mittel, mit List und Bitten, unter Widerstreben und Vorwürfen von hier und dort Allerlei

sich zu verschaffen gewußt und selbst vom eignen Munde Manches abgespart hätte. Diese Wohlthaten, wie gut sie gemeint waren, sie verfehlten doch nur zu oft ihren eigentlichen Zweck und thaten mehr Marien wohl als dem Seppli, denn gar Vieles, was nicht grades Weges in seinen Magen spazierte, gieng zu Hause unter Nazi's Hand einen andern Weg, in die Brenzflasche nämlich, nachdem es gegen ein paar Kreuzer war verschachert worden. Mit dem wenigen Gelde, das Marie zur Seltenheit dem Seppli „um Brot zu kaufen" schenken konnte, war dies im Voraus immer der Fall.

Eines Abends war Gottlieb auch vom Pfarrhaus in's Schlößlein herübergekommen, er hatte dem Armenpfleger vom Vater ein amtliches Schreiben zu bringen gehabt und verweilte nun mit Marie noch im Hofe drunten. Sie plauderten allerlei durcheinander, sprachen auch, nach Kinder Art, von der Zukunft und wie sie sich freuten, wenn sie einmal groß sein würden und was sie da thun wollten! Marie machte erst für die Haushaltung allerlei Pläne, sprach von dem schönen Garten, den sie dann habe, in dem sie den ganzen Sommer zubringen wolle und wie viel es darin zu pflanzen, begießen, binden und pflegen gebe, was Alles sie selber besorgen werde. Das mühsame Umspaten des Bodens getraute sie sich freilich nicht zu übernehmen, da solle ihr dann Gottlieb beistehn und dafür versprach sie ihm alle Sonntag einen prächtigen wohlriechenden Strauß. Im Winter aber wollte sie im Hause bleiben und spinnen zu Hemdlein für die armen Kinder, wie der Seppli eins sei und die Wirthschaft besorgen. Des Abends dann besuchst du mich, — wandte sie sich

an Gottlieb, — und erzählst mir hübsche Geschichten, da geht das Rädlein noch einmal so rasch. Oder am Sonntag kommst du und bringst deine Bücher mit, weißt du, worin die schwarzen und braunen Leute abgebildet sind mit den goldnen Armbändern und Papageien und die fremdländischen Thiere und Wunderblumen? Die betrachten wir zusammen, nicht wahr?

Gottlieb, der sich dem kindischen Mädchen gegenüber, schon gewaltig verständig und aufgeklärt vorkam, meinte da, daß sich das doch nicht Alles so leicht machen werde, wie Marie es träume. Auf das Umspaten des Gartens durch ihn soll sie nicht zu viel zählen, er gebe ja einen Pfarrer ab und für solch einen schicke sich derlei nimmer. Ebensowenig könne er für den Sonntag etwas versprechen, er müsse dann predigen und Christenlehre halten und er seh' es bei seinem Vater, wie viel das zu thun gebe. Mariechen indeß wurde durch diese Einwendungen nichts weniger als abgeschreckt, sie sprang im Gegentheil lebhaft auf über die neue Idee. Das ist prächtig, ein Pfarrer! rief sie, nichts ist schöner, da will ich Frau Pfarrerin werden, das war von je mein Wunsch und dann sind wir auch stets beisammen und müssen nicht erst über die Straße oder Jemanden fragen darum. Sieh, wenn ich dann an den Leuten vorbeigehe in den Gassen und im freien Felde, dann grüßen Alle so höflich und man kann mit Jedem sprechen und ihnen rathen und helfen. Wenn du in die Häuser gehst und Kranke besuchst, begleit ich dich und bring ihnen Thee, den wir den Sommer über in unserm Garten gepflanzt, oder für die kleinen Kinder von dem Linnen, das ich im Winter gesponnen. Auch wenn ich

etwas Besondres finde oder höre unter den Leuten was Noth thut und du vielleicht sonst nicht erfährst, so sag ich dir das und du mußt darüber eine schöne Predigt halten. Ich sitze unter der Kanzel und seh' im Verstohlenen die Gesichter alle an, wie sie ernsthaft und gerührt werden und höre beim Hinausgehen aus der Kirche die Leute zu einander flüstern: es war gut, daß der Herr Pfarrer das angezogen, er hat den Nagel auf den Kopf getroffen, wer ihm nur Alles so gesagt hat? Sieh, Gottlieb, solche Reden erlausch ich dann und freue mich daran und wenn ich sie dir daheim wieder erzähle, freuen sie dich auch und wir machen zusammen die Leute recht fromm und glücklich, daß sie einmal alle in den Himmel kommen!

In diese kindischen Vorstellungen und Gedanken gieng denn auch Gottlieb ein, wie klug und nüchtern er sich meinte, und die Beiden verloren sich immer tiefer in dem Ausmalen derselben, kamen dabei sogar dermaßen in Eifer, daß Marie ihr Neues Testament holte, das ihr der Pfarrer zur Weihnacht geschenkt, und das Gesangbüchlein und auf's Gerathewohl einen Text aufschlug, den sie dem Gottlieb zeigte und sagte: hier, über diesen Spruch halte eine Predigt! Und in guten Treuen stellte sich der geschmeichelte Knabe mit der Bibel auf eine alte Holzkiste und begann den Text zu verlesen mit dem ganzen Ernst eines Erwachsenen, während Marie sich auf ein Stück Bauholz vor ihn hinsetzte und ernsthaft, wie nur je in der Kirche, ihm zuhörte. „Andächtige Zuhörer" — begann Gottlieb, — „es ist heut das erste Mal, daß ich vor euch auf der Kanzel erscheine und mein eifrigster

Wunsch ist, daß ich eure Zuneigung und Liebe gewinnen möge, sowie auch die Gnade von Gott, ein rechter Hirte zu sein und die mir anvertrauten Schafe zu weiden — —“ Und nun wollte er zu seinem Texte übergehen, da ließ sich hart neben ihm ein lautes klägliches Blöcken vernehmen, wie von einem hungrigen Lamme. Erschrocken sprang der junge Prediger von seiner Kiste herunter, mit einem Schrei fuhr die andachtsvolle Zuhörerin in die Höhe, bis ein schallendes Gelächter und die Erscheinung des schadenfrohen Gesichtes Kienseppli's, das hinter der Holzkiste plötzlich auftauchte, die Ueberraschten zur Besinnung brachte. Der muthwillige Bube, der bei seinem Eintritt in den Hof Marie und Gottlieb in ihrem geistlichen Eifer ganz versunken gefunden, hatte sich hinter Feldgeräthschaften und Hölzern, die im Hofe standen, unbemerkt herangeschlichen bis dicht an Gottlieb und die Beiden dann durch sein plötzliches Blöken aufgeschreckt. An diesem Schreck aber hatte er nun erst recht seine Freude und wenn auch Gottlieb, der sich jetzt der Furcht wie des vor dem losen Buben dargelegten theologischen Gebarens schämte, wenn der auch am liebsten die Rolle des Petrus mit dem Schwerte übernommen und den Seppli als einen Knecht Malchus behandelt hätte, so legte sich sein Zorn doch bald, als der Störenfried aus seiner Hutte einen stachlichten Igel hervorzog und den auf dieselbe Kiste stellte, darauf Gottlieb erst gestanden. Das ungewöhnliche Thier, das Seppli hinter einem Brunntroge gefangen, gefiel dem kleinen Prediger so wohl, daß er nun selber laut lachte, wie Seppli den Igel auf den Schwanz setzte, ihm die vorderen kurzen Beinlein

ausbreitete und damit ähnliche Geberden machte wie die Pfarrer auf der Kanzel zu thun pflegen. Marie dagegen fühlte sich verletzt, daß Seppli ihr Solches gethan: sie hätte sich doch eines bessern Respektes von ihm versehen. Ein solcher aber lag nicht so ganz in Seppli's Art, wenn er auch, Marien zu lieb, sich bereitwillig mit einer halben Dorfjugend herumgebalgt und Beulen und einen blutigen Kopf davongetragen hätte. Selbigem würde er sich ohne Besinnen jeden Augenblick unterzogen haben; daß er sich aber jenen Spaß nicht hätte erlauben sollen, fiel ihm nicht von ferne ein. Die Comödie mit dem Igel ärgerte Marien nun noch mehr und sie grollte dem rohen Buben über die läppische Verspottung ihrer süßesten und heimlichsten Lieblingsgedanken. Als jedoch Seppli in der Folge wieder auf andere Kunststücke kam, sich mit Gottlieb im Werfen von Steinchen nach einem Ziele übte und dem wortkargen Mädchen gleichwohl überall freundlich begegnete, als merke er nichts und sei sich keiner Schuld bewußt, ja für ihren zerbrochenen Gartenrechen schnell ein Paar neue Zähne schnitzte und einsetzte, da schmolz auch bei Marie der Groll so weit, daß sie dem Burschen wieder gute Worte gab und an den Spielen Theil nahm. Freilich, bis zu der wolkenlosen Heiterkeit gelangte sie nicht, in der sie des Hungers und der Dürftigkeit des Armen mit entgegenkommender Liebe sich erbarmt hätte, umsoweniger, da heute Seppli's Benehmen auch gar nicht besonders daran erinnerte. Hatte sie doch immer noch das Gefühl, der Knabe habe ihr schon mehr als Recht sei, genommen. So gab's denn diesmal weder ein Paar Aepfel noch sonst einen Rest aus dem Küchenschranke;

ja nicht einmal ein trocknes Stücklein Brot fiel für Seppli ab, mochte nun sein Magen auch noch so hungrig bellen, während der Mund lustig die verschiednen Vogelstimmen pfiff. Spiel und Kurzweil giengen indeß hierbei ihren Gang ungestört fort, bis auf ein Mal ein Fenster droben im Haus aufschlug, Brigittens Kopf hindurch schoß und zwei Stricknadeln drohend aus einem angefangenen Strumpfe in den Hof hinab blitzten. Die Nadeln standen zwar unbewegt still, das aber war bei der Base immer das allgefährlichste Zeichen, denn dann rührten sich gewiß die Zunge und die Lippen um so heftiger. So stürzte denn auch jetzt ein Schwall von Vorwürfen über die Kinder herunter, auf Marie zuerst, die dem lieben Herrgott mit Nichtsthun den Tag abstehle, die nur essen könne und Narrentheidinge treiben, sonst aber zu nichts auf der Welt zu brauchen sei! Ob sie denn die Rüben schon geschält für morgen und das Halbdutzend Leintücher fertig gesäumt? Dann lägen von der letzten Wäsche her noch alle Strümpfe des Herrn Pflegers umgewendet und ungeflickt auf einem Haufen. Aber wenn man die Jungfer da ansehe, wie sie spielen könne, sollte man meinen, auf der ganzen Welt gebe es nirgend eine Arbeit mehr! Auf der Stelle solle Marie jetzt heraufkommen! unterbrach sich nun die zornige Base selber, es sei unverantwortlich, wie das Mädchen alle Wohlthat mit Undank vergelte! — und bei diesem Anlasse stieß Brigitte eine lange Reihe schrecklicher Prophezeihungen aus von künftigem Elend und verspäteter Reue und schloß mit dem Bilde des Kienseppli, der nun an die Reihe kam. Da war aber kein rechter Zusammenhang mehr, einzelne Ausdrücke

und Wörter wie Gesindel, Lump, Strolch, Dieb, Galgenbrut, mußten alle einläßlichern Erörterungen ersetzen. Nur zu allerletzt folgte noch die zusammenhängende Drohung: wenn der Bube sich noch ein einziges Mal unterstehe den Hof zu betreten, werde sie ihn durch den Landjäger hinaus und ins Zuchthaus führen lassen!

Während Marie kleinlaut in's Haus hinein schlich, hatte Seppli, nicht sonderlich gerührt oder erschreckt, aber doch mit einem zornigen Blicke nach der Keifenden hinauf, seine Hutte mit dem Igel wieder auf den Rücken geladen und ohne ein Wort weiter zu sagen, auch ohne Abschied von seinen Cameraden, den Hof verlassen. Gottlieb, der nun für Brigittens Eifern allein noch übrig blieb, kam von Allen am gnädigsten weg, weniger, weil die Zürnende all ihre Pfeile verschossen hatte oder etwa müde war; bewahre! sondern weil Gottlieb eben des Herrn Pfarrers Sohn war, wo doch einige Rücksicht am Platze schien. Die weitre Frage, ob Gottlieb der Knabe gewesen wäre, der ein Jedes, auch das Derbste, so geduldig eingesteckt hätte, kam somit gar nicht einmal in Betracht. Brigitte hatte bereits wieder ihr Strickzeug in Gang gebracht, als sie Gottlieb nur so hinwarf: ob er sich nicht schäme, mit so einem hergelaufenen Taugenichts, wie der Kienseppli einer sei, als Camerad zu spielen und sich gemein mit ihm zu machen? es würde ihm überhaupt besser anstehen, — folgte als allgemeine Betrachtung, — wenn er fleißiger über seinen Büchern säße! Die vier Stricknadeln waren wieder in voller Thätigkeit und es ist schwer zu sagen, wie lange der erbauliche Redefluß dabei noch angedauert hätte, wenn Brigitte, — sie war gerade

an's Abnehmen der Maschen gekommen und hatte darum eine Weile auf ihre Arbeit sehen müssen, — nicht bei einem Blicke in den Hof plötzlich inne geworden wäre, daß sie lediglich den Steinen und der alten Holzkiste drunten predige, denn Gottlieb war wirklich nicht mehr sichtbar.

Geraume Zeit schon hatte sich dieses Gewitter verzogen und auf den trüben Novemberabend war bald die dunkle Nacht gefolgt, als Marie, die in ihrem Stüblein schon wieder die empfangenen Vorwürfe vergessen, durch den Besuch der Base von Neuem aufgeschreckt wurde. Glücklicherweise säumte das Mädchen gerade beim Scheine eines magern Lichtstümpfchens an den Leintüchern, ihrer heutigen Aufgabe, als das aufgeregte Gesicht Brigittens in der halbgeöffneten Thüre sichtbar ward. Wo der Engeländer sei? tönte die fast athemlose Frage. Der Engeländer aber war ein weißes Huhn, die Lieblingshenne Brigittens. Heute Morgen sei er noch da gewesen, habe ihr Mais aus der Hand gepickt und nun, da sie das Federvieh in den Stall gethan, fehle der Engeländer und sie könne ihn nirgend finden, überall habe sie gesucht und gelockt, doch vergebens. Marie wußte da keinen Aufschluß zu geben; sie erinnerte sich bloß, heute, nachdem sie aus dem Hofe weggeschickt worden und die hintere Treppe hinaufgegangen, ein plötzliches ängstliches Gackern gehört zu haben, wie von einem erschreckten Huhne, doch hatte sie gemeint, der Seppli habe nach seiner Art dies Geschrei so nachgemacht und deswegen sich nicht weiter darum bekümmert. Marie mußte da gleich die Laterne anzünden und mit Brigitten im Holzhaus, in allen

Winkeln des Hofes und des Gartens, in der Scheune bis unter den Hohlziegel herumleuchten, indeß ihre Begleiterin, mit den zärtlichsten Schmeichelnamen untermischt, ihr beständiges Pi! Pi! Pi! rief. Aber trotz allem Locken kam eben doch kein Engeländer zum Vorschein oder gab nur ein leises Lebenszeichen. Auf die lange und fruchtlose Expedition folgte eine eben so lange Predigt über Mariens Leichtfertigkeit, die allein an all dem Unglücke Schuld sei, denn statt auf Haus und Hof ein wachsames Auge zu halten, gebe sie sich viel lieber mit herumstreifendem Gesindel ab, oder treibe leichtfertiges Gespötte mit der Religion! Brigitte mußte demnach auch von Gottliebs Predigt Einiges vernommen haben, aber nicht zugleich wie Marie mit heiligem Ernst und erbaulicherer Andacht als vielleicht manche wirkliche Frau Pfarrerin vor ihm gesessen und zugehört. Jedenfalls hatte Marie heute, wie man sagt, ihre Portion erhalten und mit diesem Gefühle, aber doch sehr verschiednen Gedanken dabei, trennten sich endlich das Mädchen und die Base und giengen zu Bette.

IV.

Wer das Käuzlein ist und wie dem weißen Huhne eine schwarze Katze nachreist. — Entdeckungen.

Während im Schlößlein ein weißes Huhn bei finstrer Nacht mit der Laterne in allen Winkeln gesucht wurde,

fand einige Dutzend Häuser weiter davon, in dem entlegenen Bachgäßlein, nicht minder sorgfältige Nachforschung Statt nach einem schwarzen Kater, nur gieng es dabei weniger laut und stürmisch her. Trepp auf, Trepp unter in dem kleinen, ziemlich ärmlichen Hause schritt ein Mädchen, besorglich die zärtlichsten Namen nach dem vermißten Lieblinge rufend und gefolgt von einem halben Dutzend Katzen, die um die Kleine herumstrichen und an deren Kleide den Pelz glätteten oder miauten, als nähmen sie Theil an der Unruhe ihrer Herrin oder wollten sich doch auch bemerklich machen. Aber des Kindes Gedanken schienen fast ausschließlich bei dem abwesenden Günstling zu verweilen, denn es schenkte dessen Kameraden, trotz all ihrer Bemühungen, nur geringe Aufmerksamkeit. Hinter dem Katzengefolge drein tippte von Stufe zu Stufe, mit dem einen Flügel flatternd, noch ein Rabe, blieb stehen wo das Mädchen stehen blieb und hüpfte wieder, sobald dieses weiter gieng, hinauf oder hinunter. Neugierig steckte der Vogel zu Zeiten seinen Schnabel vor, als wolle er helfen suchen, gab auch zuweilen einen Laut von sich, wie wenn er eine Meinung zu sagen hätte, oder pickte gelegentlich eine der Katzen, die ihm im Wege standen und rücksichtslos bei ihm vorbeidrängten. Das Mädchen, das so eifrig suchte und dem die Thiere alle Schritt und Tritt nachfolgten, war das Käuzlein, wie es in ganz Würmlingen allgemein hieß. Warum es so genannt wurde, ist nicht genau bekannt, vielleicht wegen der besonderen Art, wie es sein Wesen trieb; möglicherweise trug auch sein Aeußeres etwas zu der Benennung bei, gleichviel! „Käuzlein“ sagte ihm einmal Jedermann und daß es auf einen anderen,

christlichen Namen getauft worden, daran dachte bald kein Mensch mehr. Käuzlein nun war, beim Licht betrachtet, viel älter als es, namentlich seiner Größe nach, auf den ersten Blick schien. Den Vater hatte es nie gekannt und war von seiner Großmutter erzogen worden, die noch jetzt in dem Häuslein wohnte, aber von Gicht ganz zusammengekrümmt, in ihrer Gebrechlichkeit die Wohnung nie mehr verließ. Es war von ganz klein an ein unschönes Kind gewesen und weit zurück hinter all seinen Altersgenossen. Niemand fand besonderes Gefallen an dem unansehnlichen kleinen Dinge mit dem weiten Maule und dem dünnen Hälslein. Struppig standen die dichten Haare nach allen vier Winden und widerstrebten jedem Kamme, die Augen staken etwas schief im Kopfe, aber wer der Kleinen drein blickte und sie sah ihn wieder an, der schaute dann jedesfalls noch ein Mal, so ein besondrer Ausdruck lag darin! Es war weniger das Kluge, Verständige, das man öfter bei verkümmerten Kindern findet, als vielmehr eine ganze Seele von Gutmüthigkeit und Treuherzigkeit, eine Kindlichkeit, könnte man sagen, die unwillkürlich gewann und wenn auch nicht alles Uebrige verschönte und angenehm machte, so doch damit aussöhnte. Käuzlein schien es aber mit dieser Gewalt, die es unbewußt ausübte, weniger auf die Menschen abzusehen, als auf die Thiere, für die es eine ungewöhnliche Zuneigung schon seit frühester Jugend an Tag legte, welche denn auch diese ihrerseits auf eine Art erwiderten, wie sonst gegen Niemanden, fast wie bezaubert manches Mal! Kaum sicher gehen konnte der Knirps, so schleppte er schon die größten Katzen umher, wobei das Kind die

Thiere gleich keck anfaßte und in die Arme schloß, als stäke hinter den Sammtpfoten keine Spur von einer Kralle und im Rachen nicht ein einziger Zahn. Wenn da schon bisweilen der Kopf der Katze nach unten und der Schwanz in die Höhe sah, das hatte nicht viel zu sagen, die Thiere flohen nicht davon, auch wenn sie ganz fremd waren nicht, ließen sich im Gegentheil meist Alles gefallen, geschweige daß eines das Kind je verletzt hätte, thaten dieß doch sogar die Bienen und Wespen nicht, die es in seiner Unschuld auf's Händlein nahm. Der alte listige Kettenhund des Bleichers, der beständig murrte und dem die eignen Hausgenossen auswichen, von Käuzlein, das keck und arglos auf ihn zuschritt, ließ er sich streicheln und wenn er auch anfangs knurrte, Käuzlein ließ sich dadurch nicht irre machen, sondern fuhr fort in seiner Zärtlichkeit, bis der Köter sich zuletzt langsam hinstreckte, den schweren Kopf mit dem triefenden Hängemaul auf die Vorderpfoten legte und zu blinzeln begann. Und wie wenig das Mädchen Furcht kannte vor den Thieren, so wenig wußte es auch was Ekel sei? legte es doch einmal eine Fledermaus, die am frühen Morgen erstarrt vor dem Hause gefunden worden, in sein eignes noch warmes Bettlein, darin sich das Thier auch wirklich soweit erholte, daß es Abends wieder auf und davon flog aus den Läppchen heraus, die ihm später seine Retterin als Nestlein untergebreitet hatte. Mochte Käuzlein die schönste Puppe im Arme halten oder mit dem neuesten Spielzeug sich vergnügen, es ließ sicher Alles sogleich im Stich und legte es ab, wo es gerade stand, sobald ihm nur irgend ein Thierlein begegnete, ein Käfer, ein Würmlein oder

eine Schnecke über den Weg lief. Diese Zuneigung erlosch mit dem heranreifenden Alter nicht im geringsten und wenn das Mädchen den Katzen und Hunden, um ihnen seine Liebe zu bezeugen, auch nicht mehr die Kirschen und Aepfel des Abendbrotes mildthätig darbot, so nahm es sich dafür um so reger ihrer Leiden und ihrer Hilflosigkeit an. Auf diese Art war es ja auch zu seinem Raben gekommen, den es an einem kalten Wintertage auf der Landstraße seitab im Schnee hockend angetroffen. Seiner Neigung gemäß gieng es auf den Vogel zu, mit ihm zu plaudern und ihn zu streicheln. Das arme Thier versuchte da zwar fortzufliegen, vermochte aber nur den einen Flügel zu schwingen, der andere hieng gelähmt in den Schnee und ein dicker geronnener Blutstropfen klebte darauf. Das war für Käuzlein genug, um sein Halstuch, trotz der scharfen Dezemberluft, loszubinden und das verwundete Thier drein zu wickeln und nach Hause zu tragen, wo es ihm einen Korb unter den Ofen stellte, den verletzten Flügel, so gut es das vermochte, einband und den Vogel in die warmen Lappen bettete. Derselbe genas auch, freilich blieb sein Flügel gelähmt, aber von da an verließ der Rabe seine zärtliche Pflegerin und Ernährerin nicht mehr, folgte ihr im Gegentheil wie ein Hündlein auf jedem Schritte.

Durch solche und ähnliche Werke der Barmherzigkeit bildete sich aber um Käuzlein auch ein Hausstaat, der mit seiner Ausdehnung sein Bedenkliches verband. So zum Beispiel bezeugten die Katzen, welche das Mädchen um sich gesammelt, diesem ihre Anhänglichkeit bald noch dadurch, daß sie ihre Jungen, die sie gelegentlich warfen,

mit unter den Schutz und die Oberhoheit ihrer Freundin stellten und sich so eines schönen Morgens mit den Stammgästen ein Halbdutzend junger Kätzlein krabbelnd und halb miauend, halb winselnd beim Frühstücke einfanden. Wie überzeugend, in der Folge wenigstens, Käuzlein selber das Mißliche solchen Zuwachses einsah, so hätte es doch nimmer über sein Herz bringen können, die kleinen drolligen Thierlein zu verstoßen oder gar tödten zu lassen. Gerne aß es sich ja nur halb satt oder gieng einmal auch ohne Abendbrot, das es unter seine Schützlinge vertheilt, zu Bette! Ein Glück noch war es, daß sich auf diese und jene Art, namentlich von den Jüngeren der Thiere, eines verlor. Zuweilen mochte auch die alte Großmutter, so sehr sie Käuzlein's schwacher Seite Rechnung trug, die Rolle der Vorsehung übernehmen, die verhindert, daß die Bäume in den Himmel hineinwachsen und von dem räthselhaften Verschwinden dieses oder jenes Thierleins die stille Ursache sein.

Käuzlein's kundige Leidenschaft für die Thiere, könnte man beinahe sagen, war denn auch die nächste Veranlassung der Bekanntschaft mit Kienseppli. Da dieser beständigen Handel trieb mit allerlei Thieren, namentlich Singvögeln, die er im Walde jung aus den Nestern genommen oder in Schlägen gefangen, so hatte er sich bald in höchstem Grade die aufmerksame Theilnahme der kleinen Thierfreundin erworben. Wie beneidete diese den Buben um seine seltenen Schätze! Wie konnte sie, ohne müde zu werden, dem Hinauf- und Hinunterhüpfen der bunten Vöglein in den Käfigen von einem Sedel zum andern zusehen oder dem Zwitschern und Pfeifen der Thierlein mit

offnem Munde und leuchtenden Augen lauschen! Und später, als Käuzlein hie und da einen Kreuzer in die Hände bekam, wie sparte es Wochen und Monate lang die Rappen zusammen, bis es die Summe von ein Paar Batzen besaß, wofür ihm Seppli einen schönen Distelfink sammt einem Käfig versprochen hatte! So wurde die Kleine bald zu einem getreuen, wenn auch nicht sehr einträglichen, Kunden Seppli's und er gieng nie mit Vögeln durch Würmlingen, ohne bei ihr anzukehren, deren einzige Noth nur die war, nicht alles Angebotene kaufen zu können. Von diesen Einkäufen kam Manches, vielleicht das Meiste sogar, wieder abhanden. Das Mädchen konnte es nicht ertragen, die armen Vögel im engen Käfig eingesperrt zu halten, darin sie so ängstlich umherflatterten und ihre Köpflein anstießen oder die Federn knickten; es öffnete darum gewöhnlich die Thürlein ihres Gefängnisses und wenn es ihm Anfangs auch nahe gieng, daß die befreiten Gefangenen so eilig wie möglich durch's Fenster wieder in die blaue Luft hinausflogen und draußen fröhlich zwitscherten, die Flügelein schlugen und von allen Leckerbissen, die es ihnen nachstreckte, nichts wissen wollten, so hegte das Kind doch eine viel zu große Theilnahme für ihre Freude, um ihnen diese nicht dennoch gerne zu gönnen. Einige wenige, schon mehr gezähmte und von Natur minder scheue, Vögel blieben jedoch und begnügten sich damit, in der Stube frei herumzuflattern und ungesorgt Futter und Pflege zu finden.

So war Seppli auch an demselben Tage, an dem er Gottlieb und Marie muthwillig aus ihrer Andacht aufgeschreckt und unter Schelten und Vorwürfen von

Brigitten war fortgejagt worden, mit seinem Igel noch beim Käuzlein angekehrt und hatte ihm denselben angetragen. Käuzlein hätte zwar das merkwürdige Thier gerne gekauft, aber es gieng ihm dies Mal gerade wie es ihm schon so manches Mal gegangen, es besaß kein Geld. In diesem Falle jedoch tröstete es sich um so leichter, da ihm Seppli, mehr aufrichtig als klug, selber angerathen, des Nachts die kleinen Vögel lieber von dem stachligen Cameraden ferne zu halten, der ihnen eben leicht bis am Morgen das Herumflattern verleiden könnte, so gut er sonst sich zähmen lasse. Seppli mußte darum mit seinem Igel wieder abziehen und als wäre er in seiner Erwartung getäuscht worden, war sein Abschied von dem Mädchen kurz und wortkarg, obgleich dieses mit seinem thierischen Hausstaate ihn bis vor die Thüre hinausbegleitete. Daß dazumal der große schwarze Lieblingskater, der Casper, noch im Geleite gewesen, der nun nirgend zu finden war und nach welchem Käuzlein sich schier die Augen aussah, dessen erinnerte es sich ganz bestimmt, hatte der dickpelzige Freund sich doch noch an Seppli's Beine hingedrängt und der ihm über den gekrümmten Rücken hinweggestrichen. Das kluge Thier bewahrte eben den Burschen in gar gutem Gedächtniß, seit ihm derselbe einmal, zu Käuzlein's Entsetzen und Herzeleid freilich, eine lebendige Maus mitgebracht, einen Leckerbissen, dessen Erinnrung auch die besten Bröcklein der Gebieterin bisher nicht zu verlöschen vermocht hatten. Dieser Casper, sonst so treu wie Gold, war jetzt verschwunden, er, der nicht nur die Liebe des Mädchens besaß, sondern in den es auch seinen Stolz setzte, denn wenigstens eine halbe Hand

hoch war er größer als jede andere Katze, sein Kopf mit dem stattlichen Backenbarte besaß den Umfang einer kleinen Kegelkugel und sein dickes Fell vereinigte jetzt beim Beginn des Winters die Weichheit des feinsten Sammts mit dem Glanze der Seide.

Während indeß Brigitte den Verlust ihres Engeländers als Text benutzte zu einer langen und saftigen Predigt an Marie über die Folgen des Leichtsinns und des schlechten Umganges, war Käuzlein's Stimmung eine viel zu wehmüthige, um anders als im stillen Herzen den Liebling zu betrauern und nur mit um so größerer Liebe wandte es sich nun den noch übrigen Angehörigen zu, von denen ein Jedes in seiner Art auch wieder ein Liebling war. Das Mädchen saß auf einem Schemel in der dunkelsten Ecke des engen Stübleins, auf der einen Schulter die Krähe, auf der andern einen Goldammer, zu Füßen ein Paar alte Katzen, auf dem Schooß ein junges Kätzlein, das erst die Sucht gehabt und um seines elenden Aussehens willen vom ursprünglichen Eigenthümer verstoßen, von Käuzlein war aufgenommen worden. Diesem Thierlein kraute das Mädchen hinter den Ohren und erzählte ihm von dem lieben verlornen Kasper und all seinen Tugenden und das kleine sieche Kätzlein hörte mit einem so verständigen Gesichte zu, als fasse es jedes Wort und werde sich jedenfalls ein Exempel an dem Vortrefflichen nehmen. Auch die alten Katzen blinzten ihren Beifall und die Krähe hob den einen Flügel, als wollte sie damit ihre Theilnahme und Bewunderung ausdrücken, während der Goldammer seine eingeschulte Melodie des

„Lautenbachers" als Zeichen völliger Beistimmung zum Besten gab.

Mit solchen friedlichen Demonstrationen aber hätte sich Brigitte nimmer zufrieden gegeben. Nachdem sich erst ihr natürliches Gefühl Luft gemacht, fand sie sich dann noch im Namen der christlichen Gerechtigkeit, wie sie behauptete, verpflichtet, mit aller möglichen Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit nachzuforschen, wer denn eigentlich ihr weißes Huhn weggefangen? denn eine andere Ueberzeugung als, es sei gestohlen worden, konnte in ihrem Innern nicht Wurzel fassen. Darum drang sie des folgenden Tages, mit dem Strickstrumpf wie einer Kriegs- und Siegesfahne in der Hand, unter allen möglichen Vorwänden in die verschiedenen Küchen und Hühnerhöfe der Nachbarschaft. Und während sie hier nach Eiern fragte, dort diese oder jene Einrichtung, die sie rühmen gehört, zu sehen wünschte, spürte sie die verborgensten Winkel aus und sandte unter der Hand die durchbohrendsten Blicke nach allen Seiten hin auf Kundschaft. Wohl gab es eine Menge weißer Hühner hin und wider, aber wie der verlorne Engeländer sah halt doch keins aus und vergeblich hatte jetzt Brigitte, die sonst so stolz und geringschätzend auf alle anderen Hühner und Hühnerhöfe als die ihrigen herabsah, mit großer Selbstüberwindung die elendesten Hühnlein gerühmt und den Besitzerinnen Specklein durch den Mund gezogen, um ja Alles sehen zu können. Mit getäuschten Hoffnungen und von Spinnweben und Unrath jeder Art beschmutzten Kleidern, wollte sie ihre fruchtlosen Nachforschungen bereits aufgeben, konnte sie doch den Rücken, von dem beständigen Bücken

und Kriechen in den niedrigen Hühnerställen herum, kaum mehr aufrecht erhalten. Da stieg ihr zuletzt noch ein Gedanke wie eine Leuchtkugel im Kopfe auf: so weit der lange Arm sich ausrecken mochte, wickelte sie den Zwirn vom Strickknäuel, was soviel als einen neuen Anlauf bedeuten wollte. Sie schwieg, nach dem Mittagessen aber legte sie die gefärbte Hausschürze ab und knüpfte ein schwarzes Fürtuch um die Hüften, an den Kopf band sie die Haartour mit den vier Korkzieherlöcklein, nahm die Commissionentasche an Arm, wie die gewaltige Mappe mit den Tragschnüren hieß und den zweiplätzigen Regenschirm, obschon ein kühler, fast wolkenloser Novemberhimmel auf Würmlingen hernieder schaute. Mariechen hieß sie zu Hause bleiben: es könne die Decke fertig steppen und dann der Magd helfen beim Fegen des Zinngeschirrs und nachher das Garn für die Sommerstrümpfe winden, bis sie wieder von Angstenschwyl zurückkomme, wohin sie jetzt gehe, denn nächste Woche sei Wäsche und die alte Else habe noch immer nicht Bericht gemacht wegen des Plundereinlegens! Wie ungewöhnlich auch ein Ausgang Brigittens mitten in der Woche erscheinen mußte und noch dazu eine starke halbe Stunde weit, so war dem Mädchen das lästige Fragen doch schon viel zu gründlich abgewöhnt, als daß es seine Verwunderung irgend wie ausgedrückt hätte. Hinter den Häusern den Fußpfad über die Wiesen verfolgend, verschwand Brigitte mit ihren ergiebigen Schritten bald zwischen den Bäumen, die nach dem Berge zu immer häufiger und dichter standen und Marie, die noch eine Weile gedankenvoll in's Weite hinausgestaunt, raffte sich zusammen und

schritt an die zugewiesene Arbeit, stille und ohne Gesang heute, als stäke ihr etwas in der Kehle, was die freie Luft nicht recht hindurch lassen wollte, so wenig das Kind sich einen gewissen Grund dafür anzugeben wußte.

Der Abend war schon hereingebrochen, das Licht stand brennend auf dem Tische mit einem langen Schnuppen, den Marie vor lauter Fleiß und Eifer gar nicht einmal beachtete, obgleich sie noch immer an der Decke weiter steppte, da erst trat Brigitte wieder in's Zimmer, trotz der kalten Luft ganz erhitzt aussehend. Als sie sich dem Lichte näherte, fiel es dem Mädchen, daß zum Gruße emporsah, auf, wie ihre Augen glänzten, ganz eigen, wie etwas in ihrem Gesichte lag, einem Triumphe ähnlich und die harten trocknen Züge belebt erschienen, als wären sie um wenigstens zwanzig Jahre jünger geworden. Merkwürdiger Weise fragte die Base dieß Mal auch nicht nach der gethanenen Arbeit, sondern, — sie hatte Schirm und Tasche und Haube inzwischen abgelegt und strickte schon wieder aus Leibeskräften, — fieng gleich an vom Stehlen, gottvergessnem Frevel und Zuchthaus zu eifern, zwischenein mit Ausrufungen über ihren armen Engeländer gespickt und daß der Mörder an Tag gekommen sei und sie das liebe Thier in Angstenschwyl gefunden, leibhaftig! Dann wieder predigte sie lange von der himmlischen Gerechtigkeit und von dem Strafgerichte, das nie ausbleibe. Weil aber Alles nur abgebrochen und ohne Zusammenhang, gleichsam nur in Kraftsentenzen aus Brigittens Munde kollerte und ihre Augen so sonderbar leuchteten, die Nasenflügel weit geöffnet standen, so begriff Marie nicht nur kein Wort von Allem, es wurde ihr sogar

etwas unheimlich zu Muthe, denn sie meinte nicht anders, als die Base sei überschnappt auf ihrem Wege nach Aengstlingen. Es bedurfte längrer Zeit und noch einer Reihe solcher Ausbrüche, bis dem guten Mädchen das rechte Licht aufgieng und es einen Zusammenhang und Sinn in den bisher unverstandnen Worten mit Schrecken entdeckte. Aus Allem stellte es sich zuletzt so viel zusammen: Die Base gieng nach Aengstlingen hinüber, weniger der alten Wäscherin wegen, als weil sie vermuthet, dort möchte eine Spur von dem räthselhaft verschwundnen weißen Huhne zu finden sein. Ihr Argwohn leitete sie auch unter allerlei Vorwänden nach der Hütte des Pfeifernazi, wo sie denn richtig hinterm Hause eine Menge weißer Federn entdeckte, die sie alle sorgfältig aus dem Unrathe in die Commissionentasche sammelte, unbekümmert um zwei kleine, in Lumpen gekleidete Kinder, die unweit davon spielten. Schon wollte sie mit ihrem Funde weiter gehen, da fiel ihr Blick nochmals auf die beiden Kleinen und in einem Satze stand sie vor den Erschrockenen und riß ihnen, wie ein Habicht, ihr Spielzeug aus den Händen: wahrhaftig den abgehackten Kopf des Engeländers! Eine Weile versagte Brigitten der Athem und es stockte ihr schier das Blut in den Adern, als das im Tode verdrehte Auge ihres Lieblings sie so anstarrte und sie mußte sich ernstlich zusammennehmen, um sich nicht an den zwei Kindern zu vergreifen. Spornstreichs eilte sie aus dieser Mördergrube weg und zum Gemeindevorsteher, dem sie die ganze Unthat brühwarm mittheilte und grimmig auf exemplarische Bestrafung des verruchten Seppli drang, der unter friedlichem Schein sich in die Häuser

einschleiche und empfangne Gutthaten mit Diebstahl und Mord vergelte. Der Vorsteher versprach auch gleich strenge Untersuchung und Strafe, und Brigittens Ansehen, als Schwester des Armenflegers, war schon von solchem Gewichte, daß keinerlei Zweifel walten konnten, das Versprechen werde etwa nur halb erfüllt werden.

Es versteht sich von selbst, daß Marie am Ende dieser Erzählungen, wenn nicht als halbe Mitschuldige, doch als Beschützerin und Gönnerin, ja Genossin des Raubmörders, auch noch mit eindringlichem Zuspruche besonders bedacht und ihr Rad und Galgen als das Endziel solcher Genossenschaft in Aussicht gestellt wurde; das Mädchen hatte ja den Buben gelockt, ermuthigt und belohnt, allen Warnungen und Verboten zum Trutz! Mit letztern freilich war's nicht so ganz streng gemeint gewesen, denn wenn Brigitte den Seppli als Tagedieb im Voraus nicht leiden mochte und behauptete, es seien an ihm mehr Untugenden als an einem Mannsstrumpfe Maschen, so brachte der gleiche Seppli halt doch immer den speckigsten und wohlfeilsten Kien, die billigsten Wachholderbeeren, oder tauschte gelegentlich ein Mal ein dickes Bündel Plunderklämmerlein gegen ein altes Hemde aus, womit der genauen Haushälterin eben doch soviel gedient war, daß sie zu den Uebertretungen ihrer Warnungen und Verbote ein Auge zudrückte. Ließ indeß anderseits Marie heut das Köpfchen hängen und gieng verstimmt und traurig in ihr Kämmerlein hinüber, so waren auch nicht diese Vorwürfe allein daran Schuld: viel heftigere hatte sie schon mit leichterem Muthe getragen! Aber daß Seppli, dem sie immer so viel Theilnahme erwiesen,

welchen sie sich verpflichtet geglaubt, auch durch die Zusprüche die sie ihm ertheilt, daß dieser, anstatt auf einen guten Weg dadurch zu gelangen, das Vertrauen so mißbrauchen gekonnt, das that dem guten Mädchen mehr um des Knaben Willen leid als um der verletzten eignen Eitelkeit und vergeblichen Mühe. Wie noch selten in ihrem jungen Leben hatte hier Marie eine bittre Erfahrung gemacht, und während drüben Brigitte ob der Entdeckungen triumphierte, standen hüben dem armen Kinde schwere Thränen in den Augen.

Die Folge bewies denn auch wirklich, daß Brigittens Mittheilungen leider nur allzu richtig gewesen. Eine scharfe Untersuchung und nach kurzem Läugnen auch das eigne Eingeständniß des schuldigen Seppli, bestätigten, daß derselbe bei seinem letzten Besuche im Schlößlein, nachdem er fortgejagt worden, dem weißen Huhne unglücklicher Weise hinterm Hause begegnet war, es erhascht, ihm rasch den Hals umgedreht und es in seine Hutte geworfen und nach Hause getragen hatte, wo dann das schuldlose Opfer gerupft und im Wirthshause gegen eine Flasche Schnaps ausgewechselt worden, dieselbe Untersuchung verbreitete aber zu gleicher Zeit auch noch Licht über den verschwundenen Kater Käuzlein's, dessen glänzend schwarzes Sammetfell, zum Trocknen aufgespannt, an einer Planke hinter Pfeifernazi's Behausung gefunden ward. Von dem Fleische des Armen fand sich freilich nichts mehr vor, das war bereits als fetter Braten verspiesen worden. Somit klebte also Seppli auch das Blut des Kaspers auf dem Gewissen. Als Brigitte dieß erfuhr, eilte sie sogleich zum Käuzlein und theilte es ihm

mit, es auffordernd, gleichfalls beim Gerichte Klage einzulegen und so die gerechte Strafe des Gottlosen zu verschärfen. Käuzlein zeigte sich freilich sehr betrübt über dieses Ende seines Katers und noch mehr, daß der Seppli die Schuld davon trug, aber deshalb gerichtlich Klage zu führen, hiezu war es mit nichts zu bewegen. Denn kaum war der erste Stich des Schmerzes ein wenig vorbei, so trat auch sofort an dessen Stelle das aufrichtige Mitleid: der Seppli müsse doch schrecklich in Noth gewesen sein, daß er ihm sogar den Kasper habe nehmen können, von dem er ja gewußt, wie lieb er ihm sei. So bedauerte das Kind bald den Seppli nicht minder als den guten Kater, und das milde Herz mochte sich die Triebfeder zu dem Vergehen dabei richtiger erklären, als Brigittens harter Glaube an die Grundschlechtigkeit und Verderbtheit von Seppli's innerster Natur. Letztrer aber entgieng gleichwohl der empfindlichen Strafe nicht, er wurde erst in den Triller gebracht und dann ein Paar Tage im Spritzenhäuslein auf Wasser und Brot eingesperrt und beim Entlassen für den nächsten Diebstahl mit dem Zuchthause bedroht.

V.

Ein gestohlner Thaler; Seppli wird wieder erwischt.

Geraume Zeit nach diesen Ereignissen hatte Marie in der Mühle Semmel zu bestellen und sollte zugleich in

einem Säcklein Gries mitbringen. Sie schritt ganz allein, nach ihrer Gewohnheit singend und hie und da sich nach einem verkümmerten Blümlein am Wege bückend, das der heurige milde Winter stehen lassen, durch die Wiesen den Bach entlang. Wie da der Pfad bei den drei alten Weiden umbog, auf die Mühle zu, trat ihr plötzlich der Kienseppli entgegen, in Lumpen, wie immer und trotzig vor sich hin pfeifend, denn Triller und Spritzenhäuslein hatte er schon lange wieder vergessen, geschweige daß etwas von der erhaltenen Drohung noch in den Ohren hängen geblieben wäre. Die Beiden hatten sich aber seither nicht mehr gesehen. Halb verlegen und dann doch als müßten sie sich etwas sagen, blieben sie vor einander auf dem schmalen Wege stehen. Adies! sagte dann endlich Seppli und wollte weiter, das Mädchen aber gedachte ihn nicht sobald los zu lassen und stellte den Korb mit dem Säcklein drin vor sich auf den Weg, dem Seppli gleichsam den Durchpaß damit zu versperren. Warum er ihm auch dies gethan? fragte dann Marie und obgleich der Bursche fragte, was? so verrieth sein Rothwerden doch, er verstehe die Frage gar wohl.

Daß du der Base ihr weißes Huhn genommen hast!

Seppli antwortete verstockt: Warum hat sie mich um nichts ausgescholten und Dieb geheißen? so will ich ihr zeigen, was ein Dieb thut, dachte ich, als das Huhn gerade von der Mauer auf den Weg herunterflatterte und drehte ihm den Hals um.

Es ist aber doch nicht recht! beharrte Marie auf ihrer Meinung. Ja, denke, Seppli, es ist eine große Sünde!

Seppli wollte hierauf ohne Erwidrung trotzig vorbeidrängen, aber als er da in des Mädchens Augen schaute, mußte etwas drin liegen, das seinen Trotz brach und seine Wildheit bändigte. Er zog darum den Fuß wieder zurück und sagte, weit mehr im Tone der Entschuldigung als der Anklage: es ist auch nicht recht, daß ich selben ganzen Tag nichts zu essen bekommen; ich hätt' es sonst wohl nicht gethan! Sobald gab indeß das Mädchen seine Sache auch nicht verloren, sondern that vielmehr eifrig dar, wie man unter keinen Umständen das Unrechte und Böse üben dürfe. Aber halb bitter, halb lachend unterbrach es hierin der Seppli: es habe gut predigen, aber ob es denn wisse was Hunger sei, und wie es schmecke, wenn man den ganzen Tag herumgelaufen mit einem Apfel im Leibe oder einer kalten Rübe und dann, müde und naß, daheim Prügel kriege statt einer warmen Suppe? Als Marie durch ihr Entsetzen verrieth, sie wisse allerdings nichts von Solchem, da brach denn der Knabe leidenschaftlich heraus und seine Klage warf die Schranke der Scheu und des Trotzes nieder: Oft wenn er Abends in den Häusern, durch die Fenster in die hellen Stuben hineinblickte, hungernd und frierend und sie drinnen beisammen gesehn, Vater, Mutter und Gesinde um eine Schüssel voll Milch und Erdäpfel, da seien ihm dann die Prügel und Scheltworte in Sinn gekommen, die seiner daheim warteten. Am Anfang hab' er da ein Mal unter der alten Linde auf dem Schützenplatze übernachtet, ein ander Mal sei er in ein Heuhäuslein gestiegen, nur um nicht heim zu müssen. Nachher sei's ihm freilich auch durch den Kopf gefahren, wenn in der Dunkelheit ein verspä-

tetes Huhn an ihm vorbei gehuscht, oder eine Ente: Warum er sich nicht helfen solle, wie er könne? Die in der warmen Stube drinnen sollten zu ihrem Vieh sehen, wenn ihnen was daran liege; sie hielten ja auch nicht den Buckel her für ihn! Mit dem Huhn oder der Gans aber habe er sich von den Prügeln frei kaufen können, ja, der Vater hab' ihm jedes Mal obendrein noch Brot als Belohnung gegeben, da er keinen Brenz trinken möge!

Marie, die schon lange Zeit im Stillen ganze Predigten für das erste Zusammenkommen mit dem Seppli hergerichtet und auch jetzt gerade in Zug zu kommen angefangen, vergaß bei dieser Schilderung nun mit einem Male alles das, was sie im Geiste sich so zurecht gelegt. Sie ward vielmehr verlegen, denn gegen Seppli's lebendigen Ausdruck, gegen solche Thatsachen kamen ihr die schönsten und erbaulichsten Ermahnungen ziemlich trocken und unwirksam vor. Darum war es vorzüglich nur, um nicht ganz stecken zu bleiben und einer Sache, von deren innersten Richtigkeit sie doch nicht ablassen konnte, getreu zu bleiben, daß das Mädchen die Frage that, warum er ihr denn damals nicht gesagt, er habe Hunger? Seppli aber erwiderte drauf: du machtest mir ein unfreundliches Gesicht, ich hätt' es nicht herausgebracht und sonst hast du mir ja immer ungefragt Essen geboten. Sieh, als ich fortgieng, war ich zornig über dich und mich und deine Base, und an dem Huhn, da mir's so begegnete, mußte ich meinen Unmuth fühlen. Beim Käuzlein war's auch so, zu dem ich nachher gieng. — Es war ein böser Tag! — Das Käuzlein wollte den Igel nicht kaufen, weil ich aber doch schon euer Huhn genommen, besann ich mich

auch nicht lange mit seinem Kater, als mir der so an den Beinen hinstrich: ich zog am Schwanz und Kopf, daß ihm das Genicke auseinander gieng und warf ihn zum Huhn in die Hutte. Der Kürschner werde den dicken Winterpelz gut zahlen, dachte ich und das Fleisch gebe für uns einen Braten!

Marie blieben nun alle weiteren Zusprüche im Halse stecken, machte sie doch jetzt sich selbst die lebhaftesten Vorwürfe und klagte sich im Innern der Mitschuld an, empfindlicher als es Brigitte je vermochte. Es ist darum leicht möglich, daß am Ende umgekehrt Marie durch den Seppli mehr umgestimmt, als dieser durch das Mädchen bekehrt worden, wenigstens nahm sie ziemlich kleinlaut wieder den Korb an Arm und sagte dem Buben Adie in einem Tone, der beinahe wie eine Abbitte klang, indeß dieser gleich wieder seinen alten Muth zur Hand hatte und kaum zehn Schritte weiter, Finken, Zeisigen und Amseln nachahmte, daß es, trotz den kahlen Bäumen, nicht anders klang als wie mitten im Frühling drin.

Seit diesem Gespräche sah Marie den Seppli wenig mehr und meist nur von Weitem und ohne daß sie mit ihm sprach. In seinem Gefühle nämlich, der Seppli sei doch zu hart beurtheilt worden und seine Noth entschuldige viel, hatte das Mädchen zu Hause eine Fürbitte für ihn eingelegt. Damit aber wurde wenig erreicht. Was Mariens Herz so weich für ihn gestimmt, der Hunger und die Schläge des Vaters, das machte auf Brigitten und den Pfleger kaum einen Eindruck. Er meinte, es sei Schade für Alles was da neben abfalle! und sie schalt Marien, weil aller Religionsunterricht so wenig bei

ihr angeschlagen, daß sie Mord und Diebstahl in Schutz nehme! Das gab wieder Anlaß zu einem langen Zuspruch, so lange als Brigitte am Wadenstillstand ihres Strumpfes strickte, denn erst als sie beim Abnehmen an's Zählen kam, verminderten sich auch die Ermahnungen. Meister Brandis faßte sich kürzer: er nannte den Seppli einen Schelmen und verbot Marien, künftig noch ein Wort mit ihm zu reden. Wohl zeigte sich das gute Kind hierüber sehr betrübt, war aber zu gewissenhaft und zu sehr an Gehorsam gewöhnt, um nicht gleichwohl dem Verbote nachzukommen. Ein einziges Mal nur, als es den Seppli zufällig antraf und er mit ihm verkehren wollte wie früherhin, nur da sagte das Mädchen halb traurig, halb scheu zu ihm: Seppli, ich darf nicht mehr mit dir reden. Warum nicht? fragte der Bube mit dem arglosesten Gesichte von der Welt. Marie schwieg erst ein geraume Weile, endlich aber stieß sie mit vieler Ueberwindung die Worte hervor: Weil du ein Schelm seist. Wer sagt das? brauste der Bursche auf; seine Freundin aber erwiderte: ich wollt' es ja gerne nicht glauben, aber der Vetter sagt es und hat mir verboten, mit dir zu sprechen, nimm mir's nicht übel, Adie Seppli. — Und mit diesen Worten bot es ihm, davon gehend, noch die Hand dar, Seppli aber, der sie mechanisch und eigentlich wider Willen ergriff, fühlte sie zittern. Doch er sagte nichts, nur einen unterdrückten Fluch stieß er aus, dann trennten sich beide Kinder rasch.

Der Winter verstrich. Während der kurzen Tage und langen Nächte war Manches verschwunden, Rüben und Erdäpfel, die in Gruben eingeschlagen worden, sowie

auch Tauben und andres Geflügel, das frei herumlief. Der Verdacht fiel wohl auf den Seppli und Keiner sah ihn gerne bei seinem Hause oder Felde. Ueber den Verdacht hinaus brachte es Niemand, man konnte ihn nie bei der That ertappen oder überführen, sei's daß er wirklich dann unschuldig war, sei's daß er, da er schon einmal die Lunte gerochen, vorsichtiger und pfiffiger es anstellte; denn weder an Gewandtheit noch Grütze im Kopfe fehlte es ihm. Mochte auch Seppli nicht von Allem freizusprechen sein, — weil ja die Prügel und der Hunger leider noch gar zu oft bei ihm wiederkehrten, — so legte man ihm doch eben so gewiß zehn Mal mehr zur Last als er verdiente. Eben weil er gescheidt und gewandt war, traute man ihm Alles zu und so mochte mancher Knecht und manche Magd und noch viele Andere, die sich kein Gewissen draus machten, den Ruf des Seppli benützen und Dieß und Jenes unter seinem Namen verüben. Fehlte dann Etwas, so hieß es nur, man habe gestern den Seppli durch die Straße gehen sehen und er habe an's Haus hinaufgeblickt! womit schon Alles erklärt war und man nicht weiter nachfragte, auch wenn das Vermißte hinter dem verriegelten Hofthor und hinter zwölf Fuß hohen Mauern verschwunden wäre. Jemehr man dem Knaben diese Meinung über ihn zu verstehen gab und jemehr er inwendig die Ueberzeugung tragen mochte, daß er nicht der sei, für den man ihn ansehe und darum mit Trotz und keckem Blicke an den Leuten vorbeigieng, nur für um so frecher und verschlagner und ruchloser galt er dann. Ihn kümmerte das freilich wenig, hatte er doch im Gegentheil eine Freude dran und gefiel sich

in seinem gefürchteten Rufe. So gab er sich denn auch nicht die geringste Mühe, den Leuten eine bessre Meinung von sich beizubringen; wofür er aber bitter zu büßen hatte.

Auch auf den Bergen hatte die Sonne den Schnee geschmolzen, das graue Wintergrün der Wiesen war verschwunden zwischen den neuen hellgrünen Grasspitzen, die überall mit Macht aus dem Boden hervordrangen. Die Amsel ließ ihr Lied erklingen aus tiefer voller Brust, an den Bäumen schwollen die Knospen und ein lauer Wind zog durch Berg und Thal, als wäre die Erde aus ihrem Schlaf erwacht und athme jetzt eben lang und frei auf. Alle Creatur freute sich in dem erneuten Leben, gieng den warmen ungewohnten Sonnenstrahlen nach und ließ sie hereinströmen behaglich, durch Mark und Bein, das letzte Stück Winter daraus zu verscheuchen. Unter den Fenstern saßen Kätzlein auf dem Gesimse, glätteten und leckten den Pelz und reckten und streckten sichbehaglich; der verdrießlichste Hofhund kroch aus seinem dumpfen Häuslein hervor und legte sich der Länge nach in die Sonne. Mehr als ein gebrechliches Großmütterchen, das seit einem halben Jahre nicht mehr hinterm Ofen hervorgekommen, wagte sich jetzt am Krückenstocke auf's Bänklein vorm Haus und fühlte, zum ersten Male wieder im Jahre, Wärme und ein wenig Leben in die steifen Glieder dringen. Wer nur einen Funken von Emfindung hatte und nur halbweges Liebhaber war von frischer Luft, auch wenn er bis jetzt nie seine Stube gelüftet, heute sperrte er die Fenster weit weit auf, unwillkürlich vielleicht und ohne zu wissen was er thue, aber jetzt konnte er einmal

nicht anders. Auch im Pfarrhaus war unten Alles geöffnet und mit Macht drang die Sonne in das Studierzimmer, das gerade nach dem Gärtlein und dem Kirchhof daneben hinsah. Der dumpfige Büchergeruch und der in die verborgensten Ecken eingenistete Tabaksqualm hatten einen bösen Stand heute. Sie hielten sich wacker, lange kriegte ihnen die reine Frühlingsluft nichts ab, wurde zurückgeschlagen, endlich aber siegte sie doch, faßte Posten, so mächtig war sie. Sonst war es ganz stille in der Stube, keine Feder kritzelte, kein Buch blätterte, denn der Herr Pfarrer war nicht zu Hause, er hatte den schönen Mittag zu einem Besuche in der Umgegend benutzt, den er schon lange vorgehabt.

Jenseits des Berges in Angstenschwyl wußten sie zwar noch nicht viel vom Frühjahr. Hätten sie nicht droben auf der Höhe den blauen sonnigen Himmel gesehen und die Tannen, die sich so fröhlich drin wiegten mit ihren Armen und Häuptern, und wäre nicht ein Angstenschwyler über den Berg zurückgekommen und hätte angezeigt: drüben sei der Frühling mit aller Macht eingetroffen, gerade am Fusse des Krähenbühls ruhe er ein wenig aus! — die guten Leute im Dorf hätten immer drauf los eingeheizt und ihre Pelzkappen noch lange nicht über's Ohr hinaufgeschoben. So aber wußten auch sie, daß tausend Fuß über dem schuhtiefen kalten Kothe ihres Dorfweges der Boden zu grünen beginne und Pflugsräder eingesalbt wurden zum Ackerfahren. Daß man da den Seppli nicht zu Hause antraf, das versteht sich von selber. Und richtig war er auch am Morgen schon in Würmlingen gesehen worden, hatte er doch im Pfarrhause die

die bestellten Gartensteckleín abzugeben. Sein Vater, der Pfeifernazi, hatte ihn dahin begleitet, er half ihm tragen, bedeutete es, im Grunde aber hatte das Frühlingswetter sogar den alten Zapfen hervorgelockt aus seinem Loche und ihm Lust gemacht, seinen Schnaps einmal an einem andern Orte, als Angstenschwyl war, zu trinken.

Während des Pfarrers alte Magd mit Seppli in der Küche abrechnete, die einen von den Steckl ein zukurz, die andern zu schwach fand und darum hin und her marktete und an dem bedungenen Preise ein Paar Rappen abzudrücken suchte, war der Nazi wartend im Garten geblieben und hatte drin umhergegafft. Hier holte ihn Seppli, als endlich Alles in Richtigkeit, auch wieder ab und nachdem er ihm das gelöste Geld eingehändigt, begleitete er ihn dann nach dem Hirschen, denn den Nazi drückte gleich jeder Batzen, den er in der Tasche trug, er mußte Erleichterung suchen. Ja, der Alte eilte so, daß er seinen Buben, der nur im Vorbeigehen schnell durch das offne Fenster in des Pfarrers Studierzimmer gucken wollte, hastig am Aermel zerrte und eilen hieß, sonst meine man noch gar, sie wollten hier etwas stipizen! Nur ein Gläslein zwar wollte er schnell im Hirschen nehmen, mehr des Ausruhens wegen, denn die Frühlingswärme habe ihm in die Glieder geschlagen, er zittre ganz vor Kraftlosigkeit und glaube ohne Vorspann nicht wieder über den Berg zurückzukommen! Das Gläslein lief auch den Hals hinunter so schnell, er wußte nicht wie, hatte es kaum gemerkt und ein zweites und drittes waren nachgefolgt und nun erst begann Nazi zu verspüren, daß ihm ein wenig besser werde. Bald ward ihm dann so wohl, daß er die

Beine gar nicht mehr unter dem Tische hervorbrachte, während Seppli, der keinen Brenz trank und sein Stück Brot schon lange gegessen hatte, inzwischen bei seinen Kunden im Orte herumgieng und im Schulhause, beim Statthalter, in der Mühle, da und dort wo er bekannt war, nachfragte, ob er nächstens Kien bringen müsse und wie viel? um damit die wollnen Winterkleider den Sommer über vor den Schaben zu sichern. Nachdem er auch verschiedne Bestellungen aufgenommen, wie er das jedes Frühjahr that, holte er darauf den Vater im Hirschen ab. Zusammen gieng es nun wieder heimzu nach Angstenschwyl, wobei aber der Nazi, vor lauter Wohlbefinden, den Weg doppelt machte, weil er immer einen Schritt links oder rechts that, eh einer vorwärts gewagt wurde. Hiervon wurde er indeß so müde, daß er in seiner Hütte wie ein Sack auf die Streu plumpte und bald aus vollem Halse zu schnarchen begann, wobei er die Welt und Alles um sich her vollständig vergaß.

So gute Ruhe fand der Herr Pfarrer von Würmlingen, als er Abends nach Hause gekommen, freilich nicht. Drei, vier Mal warf er alle Papiere auf seinem Schreibtische hin und her, blickte ängstlich suchend in die unzugänglichsten, verborgensten Ecken, sogar in's Tintenzeug hinein, unter den Tisch und hob wiederholt die Schaubdecke auf, die vor dem hohen grüngepolsterten Lehnstuhle lag. Endlich rief er der alten Cathri: ob sie ihm was weggeräumt auf dem Tische? — doch diese war seither nie in dem Zimmer gewesen. Was aber der Herr Pfarrer so angelegentlich als vergeblich suchte, das war ein Berner-Neuthaler, den er eben am Morgen von einem Hochzeits-

paare für das Einsegnen erhalten und den er, wie er das ganz genau wußte, auf dem Tische liegen gelassen. Er hätte den Platz können zeigen, wo er das Geldstück noch gesehen, als er beim Hinausgehen den Schlüssel zum Abschließen ausgezogen: grade zwischen dem Briefbeschwerer und dem Schreibzeug mitten inne. Die Cathri ihrerseits konnte das kaum glauben: seit der Herr Pfarrer fort, sei ja Niemand in der Stube gewesen, der Schlüssel seither nicht umgedreht worden, gewiß habe der Herr Pfarrer den Thaler im Vergeß in die Tasche gesteckt, er solle nur einmal nachsehen, niemand Fremder sei ja sonst im Hause! Doch vergeblich wurde Alles durchsucht und Dose, Uhr, Schnupftuch, Geldbeutel und Brillenfutteral ausgepackt, ja die Taschen umgestülpt, weil der Teufel manchmal seinen Schwanz auf Etwas liegen habe, daß man es mit offnen Augen nicht sehen könne! meinte die Cathri. Aber schlaff und traurig hingen die leeren Taschen an Weste, Rock und Beinkleidern heraus, ein Neuthaler kam nun einmal nirgend zum Vorschein. Schon der Verlust des namhaften Geldstückes an sich war dem Herrn Pfarrer nichts weniger als gleichgiltig, noch mehr peinigte ihn jedoch der Zweifel, der Verdacht, der nicht wußte, wohin sich wenden und darum überall herumspürte. Fiel doch selbst ein ungewisser Blick auf die alte treue, während fünfzehn Jahren hundertfach bewährte, Cathri, freilich ein einziger nur, wie ihn der Pfarrer ja bald auf sich selber geworfen hätte. Mochte die treue Magd, der man zu jeder Zeit den Schlüssel zur Geldschublade unbedenklich anvertraut, etwas von jenem zweifelnden Blicke empfunden haben und suchte sie nun durch größtmögliche

Veröffentlichung des Verlustes ihr gutes Gewissen darzuthun, oder war es überhaupt das Unerklärliche und Unerhörte, was sie zur weitern Mittheilung trieb, gleichviel, der Bäcker, der Fleischer, der Gewürzkrämer und ein halbes Dutzend Nachbarn zur Linken und Rechten des Pfarrhauses waren denselben Abend schon Miteingeweihte und strengten gleichfalls ihren Verstand an, hin und herzurathen, auf welche verschiedene Weisen ein Berner-Neuthaler verschwinden könne, ohne daß Jemand etwas davon wisse? So scharfsinnig aber ihre Erklärungen alle sein mochten, den Nagel traf doch Niemand so grade mitten auf den Kopf als Brigitte, welche die feste Muthmaßung aussprach, man werde den Neuthaler in Angstenschwyl suchen müssen bei ihrem Engeländer; der Seppli sei ja gestern hier gewesen, was man da noch lange sich besinnen und überlegen wolle? Alles liege auf der Hand. Umsonst nahmen da Einige Seppli's Partei an: man wisse nicht, daß er je in Häusern etwas weggenommen, wenn er auch da und dort auf dem freien Felde ein Paar Aeste von den Birnen geleert, Erdäpfelstauden gelüpft und Rüben aus dem Boden gezogen, oder von der Gasse gelegentlich ein Huhn oder eine Taube mit sich gehen heißen. Brigitte aber behauptete, dem Diebe, dem Schelme und gottvergessnen Menschen möchte sie keinen alten Fürfuß anvertrauen, der habe ja ein Gewissen, soweit wie der zügigste Mannsstrumpf, wenn das ein Huhn wie ihren Engeländer durchlasse, wüßte sie nicht, warum nicht auch ein Neuthaler hinunterrutschen könnte!

Die Leute sollten bald aus dem Wunder kommen und Brigittens Argwohn gerechtfertigt werden vor aller

Welt, denn den andern Tag schon kam Seppli zum Krämer in den Laden: er müsse für die Mutter ein halb Pfund Caffe holen und ein Päckchen Rößleincichorie! Ob er das Geld habe? fragte der Krämer, der eben so wenig der Familie des Pfeiffernazi borgen mochte, als er über diesen ungewohnt großen Einkauf sich verwunderte. Seppli aber sah hierauf den Mann trutzig an; wie ein vornehmer Herr langte er in die Tasche und warf ein großes Stück Geld klirrend auf den Ladentisch, daß es in einem weiten Bogen hinrollte und der erstaunte Krämer es kaum noch zu erwischen vermochte, bevor es auf den Bogen hinunter sprang. Aber wie zog der Mann die Braunen in die Höhe und machte ein verblüfftes Gesicht, als er erst das Silberstück näher ansah und — einen Berner-Neuthaler darin erkannte. Wo hast du das Geld her, Bursche? fragte er indeß bald darauf ziemlich gefaßt und zog das halbe Pfund Caffe und das Päcklein Rößleincichorie, die er schon vor den Käufer hingelegt, wieder an sich zurück. Seppli meinte: das werde den Herrn nicht viel angehn, er frag auch nicht, wo der Caffe her sei! Damit aber kam er nicht los; der Krämer drang nun schärfer in ihn und drohte gar mit der Polizei, die werde ihm schon ein Maul machen, wenn er etwa keines habe! Es lasse sich übrigens leicht denken, wo der Neuthaler her sei, dem Herrn Pfarrer mangle accurat so einer seit gestern und dieser hier werde mit dem vermißten ziemlich nahe verwandt sein! Seppli, der erst Lust gezeigt, gewaltig aufzubegehren, schien nun zu stutzen und verwirrt zu werden, als er vernahm, dem Pfarrer mangle gerade solch ein Thaler. Er wollte sein Geld wieder

nehmen und dem Krämer die Waaren lassen, wenn der sie nicht geben wolle. Das gieng aber nicht so leicht, der Kaufmann weigerte sich jetzt auch das Silberstück herzugeben und der laute Wortwechsel, die ausgetheilten Ehrentitel Dieb, Lüger, Schelm, hatten von der Straße und aus der Nachbarschaft noch Neugierige vor den offnen Kramladen gelockt. Die Verhandlungen wurden darum bald nicht mehr einzig zwischen dem Krämer und Seppli geführt, sondern Der und Jener, der am Anfang blos stehen geblieben und zugehört, mischte sich nun in den Handel, vor dem Laden gab's ein Gedränge, ein Wirrwarr, Neue kamen hinzu, wollten wissen was es gegeben, Einige berichteten sie, aber auch Solche, welche die Sache nur halb wußten. Die von diesen nun bloß die halbe Wahrheit erfahren, gaben dann ihrerseits den noch später Angekommnen nur die Viertelwahrheit ab, wodurch allerdings die Mittheilungen um nichts weniger interessant wurden; im Gegentheil, hörte man doch in den hintern Reihen bereits von Einbruch und Cassendiebstahl. Als am Ende denn sogar der Polizeidiener hinzukam und fragte, tönte schon noch ein Weitres von Raubanfall aus dem Berichte heraus, den derselbe erhielt. Nichtsdestoweniger drängte sich der pflichttreue Mann mit entschlossner Amtsmiene durch die Menge nach dem Mittelpunkte der Gefahr hin und kurze Zeit darauf sah man ihn wieder mit heiler Haut und den Kienseppli am Kragen führend, gefolgt vom Krämer und dem ganzen, sich rückwärts abwickelnden, Knäul der Zuhörer und Zuschauer die obere Gasse hinab gehen, dem Amte zu.

Bei der Untersuchung, die hierauf folgte, kam nicht

viel heraus: Der Pfarrer erkannte allerdings den Neuthaler als seinen vermißten und der Seppli konnte nicht in Abrede stellen, daß er ihn in Händen gehabt und beim Krämer auswechseln wollen; eben so wenig, daß er gestern im Pfarrhause gewesen. Dagegen läugnete er hartnäckig, daß er sich in die Studierstube des Pfarrers geschlichen und das Geld weggenommen, obgleich er nicht angeben wollte, wie er denn sonst zu dem Thaler gekommen? Er machte überhaupt wenig Worte, war trutzig und verschlossen, und auch ein halbes Dutzend Prügel, die ihm den Mund öffnen sollten, brachten nicht mehr heraus: der Bursche verbiß den Schmerz und bekannte nichts. Indeß betrachtete man ihn als des Diebstahls mit Einbruch überführt und da er schon wegen Stehlen bestraft worden und überall in schlechtem Rufe stand, so sollte er nun nach der Stadt gebracht und dort in's Zuchthaus gesteckt werden. Als Seppli dies vernahm, brach sein Trotz und er heulte laut, aber nur, weil er nun seinen Wald und das herumziehende freie Leben verlieren und Tage lang hinter Schloß und Riegel in einer Stube hocken sollte, zur Zeit gerade, wo's draußen wieder zu grünen und blühen begann und die Vögel anfiengen zu nisten. Lieber hätte er sich halb todt schlagen lassen, wenn er dann nachher nur seine Freiheit wieder gehabt. Aber ungeachtet dieses Schmerzes bekannte er doch nicht. Jedermann ärgerte sich ob solcher Verstocktheit und nur Wenige zeigten Mitleiden, als ihn kurz nachher der Landjäger nach der Stadt abführte; erinnerten sich doch bei dem neuen Anlasse wieder Manche an Dieses oder Jenes, was ihnen einmal weggekommen und das natürlich einzig

nur der Seppli konnte gestohlen haben. Daß der Bube, nachdem er seinen wilden Schmerz über die verlorne Freiheit theils ausgeheult, theils hinuntergeschluckt, trutzig und ohne Thränen, ohne Reue, ja ohne nur die Augen niederzuschlagen, neben dem Landjäger einhergieng, galt Allen als das Uebermaß von Frechheit, und statt theilnehmender Aeußerungen vernahm der Verurtheilte auf seinem Wege durch Würmlingen nur scharfe Worte und Prophezeihungen von Rad und Galgen für einen Verbrecher, der, so jung noch, schon so ruchlos, daß er überwiesen nicht einmal eine Spur von Reue zeige. Seppli schien indeß durch Solches nicht besonders gerührt zu werden, er blieb stumm wie ein Fisch, auch gegen die Ermahnungen und Warnungen, womit einzelne Bekannte aus guter Meinung ihn im Vorbeigehen noch bedachten, so daß dieselben auch der kleine Funke von Theilnahme, als an einen Unwürdigen und in Grund verdorbnen Buben verschwendet, im Herzen gereuen und sie ihm sein wohlverdientes Schicksal gönnen mochten. Die Meisten dagegen bedauerten den Pfeifernazi bei diesem Anlasse, so wenig gut angeschrieben der sonst sein mochte. Aber Solches an seinem eignen Kinde zu erleben, versöhnte auch die Strengern mit dem Alten, stand der arme Mann doch da, als man den Seppli abführte, nicht anders als ob man über ihn den Armensünderstab gebrochen, todtenblaß mit verstörtem Gesicht und wie betäubt dem Buben nachstarrend, der keinen Blick, keinen Seufzer hatte in seiner Verstocktheit für des Vaters Kummer und Jammer, wovon er ja die Ursache war.

Marie, die dem Seppli gerade auf dem Platze vor

der Kirche begegnete, wollte sich erst wegwenden und dem traurigen Anblick entfliehen, dann aber trieb es sie doch, dem Armen zum Abschied in die Gefangenschaft wenigstens ein theilnehmendes Wort, vielleicht sogar ein gutes Samenkorn mitzugeben. Sie näherte sich ihm darum, grüßte ihn freundlich, trotz der allgemeinen Verachtung die auf ihm lag und bat ihn, doch nun in sich zu gehen und sich zu bessern, auch ihr zu Gefallen, sie wolle für ihn beten, daß es ihm gelinge! Dem guten Mädchen standen die Augen voll Wasser, ein tiefes Erbarmen klang aus den wenigen Worten, gedachte sie ja der grenzenlosen Verwahrlosung des ehemaligen Gespielen und wie er doch immer ein gutes Herz gezeigt, wenn ihn nur auch Jemand lieb gehabt hätte! so aber sei er ein Dieb geworden und könne die Sünde nicht einmal recht einsehen. — Seppli indeß warf bloß einen halben Blick auf das Mädchen. Wohl schien etwas in seinem Innern zu kämpfen, denn es zuckte über sein finstres Gesicht, doch es kam nicht zum Durchbruch, ohne ein Wort, ohne ein Nicken gieng er vorüber. Marie sah ihm betrübt nach, ihr Mitleid aber zog sie doch nicht zurück und ihre Liebe ließ sich durch die kalte Begegnung nicht verbittern.

Es war als müßte Seppli mit seiner Schande vor allen alten Bekannten heute Spießruthen laufen, denn bei den letzten Häusern stand auch noch das Käuzlein. Zwei alte Katzen strichen an seinen Knieen hin und blickten sehnsüchtig nach dem Körblein, das ihre Herrin trug und worin diese von Bekannten und Nachbarn Speisereste für den thierischen Hofstaat zusammenzutragen pflegte. Als Seppli sich dem Käuzlein näherte und dieses ihm nur stillschwei-

gend ein wehmüthiges Lebewohl zunickte, blieb er einen Augenblick stehen, schaute es wie forschend an und als thaue er nun auf, sprach er leise zu ihm, daß es Niemand weiter hören konnte: sage dem Mariechen, ich habe das Geld nicht gestohlen! Was ich sonst gethan, reut mich nicht! fügte er gleich trutzig bei und als er schon wieder einen Schritt weiter gethan, weil der Landjäger vorwärts trieb, da setzte er nur noch schnell im Abgehen hinzu: einzig um deine schwarze Katze ist mir's Leid!

Schon lange war Seppli vorüber, als dem Käuzlein erst der Sinn dieser letzten Worte beifiel, denn den Tod seines Lieblings hatte es ja schon lange und ganz verziehen.

Während Brigitte zwei Maschen an ihrem Strickstrumpfe herunterfallen ließ im Triumphe über ihren Scharfsinn und daß sie dazu beigetragen, einen verstockten Verbrecher an's Licht und zur verdienten Strafe zu ziehen, während in Würmlingen alle Welt noch ein Paar Tage lang von dem frechen Diebstahl im Pfarrhause sprach und den Seppli als in Grunderdboden verdorben aufgab, waren es nur zwei Herzen, die im Innersten die sichere Ueberzeugung trugen, der Seppli sei dennoch unschuldig; denn Marie und Käuzlein bauten felsenfest auf das einfache Wort, das der überwiesene und von Jedermann verurtheilte Dieb auf dem Wege in's Zuchthaus mit halblauter Stimme zu seiner Rechtfertigung gesprochen.

VI.

Gottlieb sattelt um. — Ein Ferienbesuch.

Seppli saß im Zuchthaus, Gottlieb war um dieselbe Zeit ungefähr nach der Stadt abgereist, um dort die obere Schule zu besuchen und nachher dann die Universität zu beziehen, auf der er sich der Gottesgelartheit widmen sollte. Durch Vermittlung des Armenpflegers und Brigittens war ihm ein Unterkommen verschafft worden bei einer Familie, die nicht nur des Rufes ausgezeichneter Rechtschaffenheit, sondern auch einer vorzüglichen Frömmigkeit sich erfreute. So fand sich Marie allein gelassen zwischen dem Vetter einerseits, der vor Aemtern und Rechnungen keine Zeit hatte sich viel um das Mädchen zu kümmern, und Brigitten anderseits, die, als die Seele des immer mehr aufkommenden gutthätigen Vereins, in ihrer freien Zeit ebenfalls Wichtigeres zu thun fand als sich besonders mit Marie abzugeben. Käuzlein einzig war dieser geblieben und die beiden Mädchen schlossen sich immer enger an einander an, so daß sie bald Herzensvertraute wurden und kein Geheimniß mehr vor einander hatten. — Die erste Jugendzeit, die selige der Kinderjahre, war so verstrichen, die eifrige Brigitte, mit dem ewigen Strickstrumpf in Händen, jagte jetzt nicht mehr Marien vom Spielen zur Arbeit, sondern scheuchte sie aus den tiefen stillen Träumen auf, in welche sich die heitern muntern Spiele aufgelöst, aus Träumen, geschmückt mit den reinen Perlen der Sehnsucht und des erwachenden jungfräulichen Ge-

fühles. Marie sang seltener helle schallende Melodieen, eher sanfte und wehmüthige; sie stand länger unter dem schmalen Fensterlein und blickte nach den fernen Bergen, dem violetten Streifen, der hinterm Walde sich am purpurrothen Himmel hinschlängelte. Unter ihren Blumen verschwänden die lebhaften brennenden Farben der Nelken, Verbenen und Geranien vor den sanftern der blassen Rose, der Hortensie und der weißen rankenden Winde. So gieng inwendig in dem Mädchen eine mächtige Veränderung vor sich, während außen Tag um Tag, Monat um Monat gleichförmig und ohne Ereignisse verfloß und Niemand der Umwandlung besonders achtete. Selbst dem Käuzlein fiel es nicht von ferne bei, seine Freundin im Schlößlein mit prüfendem erwägendem Blicke zu betrachten, und obwohl es doch etwas älter war als diese, blieb es wie bisher ein Kind, veränderte sich allein nicht, trug beständig das gleiche Herz für seine Thiere und lebte wie von jeher sein harmloses Leben ungestört fort, befriedigt durch seine Liebe zur Creatur.

Gottlieb hingegen hatte auch die Knabenschuhe im stillen Pfarrhofe von Würmlingen zurückgelassen. Die neue Welt, in die er eingetreten, drängte mit ihrer Mannigfaltigkeit den einfachen Gedankenkreis, die ländliche Harmlosigkeit, drin er sich bisher unbekümmert bewegt, gar bald in den Hintergrund zurück. Das neue Leben, das in der Stadt, in der Schule sich um den Jüngling aufthat, blickte ihm auch ernster in's Auge und packte ihn immer fester an jeder Faser. Keime begannen da zu treiben, verschlossne Knospen aufzubrechen, frisch und üppig, ein Lichtmeer fieng an zu fluthen um das Dunkel

der Knabenseele und wogte und spritzte seine schäumenden Wellen bis in deren verborgenste Falten hinein. Wie Gottlieb schon als Knabe sich kräftig im Leben bewegt, so machte er sich's auch jetzt nicht zu leicht, stand vielmehr mit ganzer Seele und mit all seinen Kräften in dem entbrennenden Kampfe. Er arbeitete darum nicht nur pflichtgemäß seine Schulaufgaben aus und ließ es dann abgethan sein, nein, über diese hinaus und gar oft bis tief in die Nacht hinein, saß er einsam in dem Stüblein hinter seiner Lampe und den großen und schweren Büchern mit den fremden Buchstaben drin. Wie in einen Wirbel war allmälig sein ganzes Sinnen und Denken, sein Leben in das hineingezogen worden, was hier seine nächste Aufgabe war, die er nicht mehr, nur als Schulbuch gleichsam, in seiner Tasche, oder als gefertigte Arbeit unbekümmert in der Mappe bei sich trug, sondern mitten im Herzen, mitten im Kopfe. Auf einsamen Spaziergängen war das seine Gesellschaft, bildete es das Gespräch wo er mit Freunden zusammengieng und oft kehrte er wieder heim von solch einem Ausfluge und hätte nicht anzugeben gewußt, ob draußen Frühling sei oder Herbst? ob die Sonne aufgegangen oder das Abendroth geglüht? — so sehr war er in den Gedanken oder in dem Gespräche vertieft gewesen. Ja sogar Essen und Trinken waren darein verflochten, vergaß er sie doch entweder ganz zu den bestimmten Zeiten oder that sie nur flüchtig und halb ab, als eine Last gleichsam, der man sich so bald möglich entledigt.

Aber was war es denn, was den Jüngling so mächtig bewegte und in Anspruch nahm? Es ist dies mit

einem Worte zu sagen: er hatte vom Baume der Erkenntniß gekostet, kämpfte den Kampf, darin das Kind mit Riesenanstrengung zum Manne durchbricht. Und diesen Kampf focht er aus gerade auf dem gewichtigsten Boden, auf dem Boden, darauf er ein ganzes Leben lang zu fußen, zu bauen und zu wirken bestimmt war, auf dem Grunde der Gotteserkenntniß, der er sich ja widmen sollte. Ruhig und ohne Zweifel hatte Gottlieb bisher gelebt, Alles angenommen wie man's ihm geboten; jetzt genügte das nicht mehr, er begann zu fragen, zu zweifeln und diese und jene Schranke fiel. Aber jeder Sieg machte ihn kampflustiger, kühner. Hatte er erst mit Schrecken gemerkt, wie so Manches in seinem Innern sowohl als in der nächsten Umgebung, das ihm bisher für unerschütterlich und unangreifbar gegolten, schadhaft, wackelig war und wurmstichig zusammenbrach, wenn er dran rührte, wie manches demüthig Verehrte, dem er sich unwidersprochen gebeugt, den Heiligenschimmer an seiner tastenden Hand als Goldstaub hängen ließ, so erfaßte ihn nun bald eine grimme Lust, eine verwegene Kampfbegier, immer höher zu langen, tief in den Himmel hinein, von Klippe zu Klippe sich zu schwingen, mit prüfendem Hammer an die Rippen der verborgendsten Klüfte und Gründe zu pochen. Und wenn nur das Echo seiner Schläge ihm antwortete und keine Orakelstimme aus der Tiefe hallte, wenn er hinter der Morgenröthe, über den Sternen keinen Gott fand, sondern überall nur sich und sich allein wieder traf, wenn er den Staub, den Moder betrachtete, der zu seinen Füßen lag und vor dem er sich einst tief gebeugt, da sprang er mehr als einmal unwillig auf,

wollte laut zürnen. Aber wem? Er biß nur stumm die Lippen, die so lange das Unheilige verehrend geküßt. Alles gährte in ihm und um ihn, das Festeste krachte und wankte, der Himmel wich von seinen Säulen, drauf er bisher geruht. Zusammen brach Alles, wirbelte durcheinander, nichts als das einzige Ich blieb immer gegenwärtig, der stäte Mittelpunkt in dem treibenden Gewirre. Bald als elender Bettler, bald als triumphierender König arbeitete er sich durch das Chaos zum Lichte durch, keuchte und schwitzte, gieng jetzt jubelnd dran, Berge zur Seite zu schieben und dort ließ es verzweiflungsvoll die Arme sinken vor einem Sandkorne, das ihm in den Weg gerollt. Denn in den Augenblicken der Ermattung, wo der Kampf forttoste, die Faust aber erschöpft das Schwert nicht mehr führen konnte, wo nichts mehr halten wollte, keine Grenze zu sein schien da das Feste beginne und das Wankende, Zerfließende aufhöre, in den Augenblicken wo die Berge vor ihm sich bewegten, die Abgründe wandelten und unter den Füßen der Boden wich, da kam über den Jüngling eine namenlose Furcht, eine tiefe Angst der Verlassenheit. Vergebens suchte er zu seinem Schutze Geister zu beschwören aus den todten Buchstaben und thürmte Felsen auf zu seiner Sicherheit. Die Geister grinsten ihn nur spöttisch an, die Felsen zerbröckelten in seinen Händen. Was half ihm das Fliehenwollen? er konnte den Fuß nicht heben! suchte er Bäume zu erklimmen, so krachten die Aeste, auf die er trat, ein Feuer brannte rings um, kroch immer näher heran: schon blendet die Gluth sein Auge, röthet wie Fieberhitze seine Stirn, jetzt lechzen die Flammen nach dem Leibe, da

brechen tosende Fluthen herein. Woher? er weiß es nicht. Zischend löschten die das Feuer, aber nun ist es Nacht und die kalten brausenden Wasser erfassen ihn, werfen ihn umher, hinauf, hinunter in den Abgrund, kein Trümmer bleibt, dran er sich halten mag, eine Beute der Wellen wird er umher geschleudert; betäubt, erschöpft, zerschlagen endlich aber an ein sandiges Ufer geworfen. Indeß er lebt: seine gesunde Natur hat Alles ausgehalten, sein kräftiger Sinn ist nicht aus den Fugen gewichen, Feuer und Wasser hat er bestanden, als ein ganzer Mann richtet jetzt der Knabe sich auf! Die Finsterniß ist gewichen, durchsichtig steht der Himmel über ihm, unbeweglich, mit starrem Auge blickt er auf den geretteten Schiffbrüchigen herab, ohne Gestirne, ohne Morgenroth und ohne Abendroth. Auch kein leichtes Wölkchen zieht spielend unter dem endlosen Gewölbe hin, dessen Durchsichtigkeit nur ein grauer Nebel, einem leichten Schleier gleich, zu Zeiten überdeckt.

Wie war für Gottlieb diese unbewegliche Ruhe des Himmels, die Helle, die freie Luft ein Labsal gegen die Schrecken der Nacht, des Sturmes, der Flammen und der Fluthen, die er ausgestanden. Welch ein Paradies schien ihm das sichre sandige Ufer nach der Hölle des Meeresgrundes! Jauchzend begrüßte er's, warf sich auf den rettenden Boden und drückte seine Brust dran, so fest, daß er den eignen Herzschlag fühlte, als schlüge die Erde selber mit lebendigem Pulse ihm entgegen. Und die freie Luft, die ihm um die Schläfe wehte nach der salzigen Fluth, die Helle, die nach der Nacht der Abgründe auf sein Auge fiel, er pries sie und segnete sie und wenn ihn

auch schauerte, da die Luft kalt und das Licht frostig und er der Wärme mangelte: schon mehr hatte er ja überwunden als Schauer und er wärmte sich am eignen heißen Herzen. Wohl ergriff ihn hin und wieder und mitten im Gefühle seiner Rettung eine stille Sehnsucht nach dem Himmel und einem Sterne drin, nach dem Abendroth oder einem spielenden, rosigen Wölklein. Er reckte die Arme empor und siehe, sie wuchsen und wuchsen und er mochte in den Himmel langen und ein Stück herunter ziehen an seine Brust. Aber es war doch nicht was er gewollt, war nur ein winziges Stück von dem farblosen weiten durchsichtigen Himmel, ohne Sternenschein, ohne Sonnengold, ohne Wolkenflocke. Die Sehnsucht im Herzen blieb ungestillt und er begann wohl wehmüthig zu lächeln, so oft ihn dieses Verlangen beschlich, als hätte er sich über einem Kindertraume ertappt und nahm sich zusammen und war ein Mann. — Für seine Person fühlte so Gottlieb sich wohl gerettet, war er auch fern von daheim, aber konnte er Andre denselben Gang führen zu seinem Eilande? Durfte er's wagen, sich zum Führer zu geben durch die finstern Meere? War er gewiß, dem Feuertode wehren, die Kraft der Stürme genau berechnen zu können, daß sie auch Andre in die gleiche Bucht trieben die er erreicht? War er selber denn nicht das willenlose Spielzeug der Elemente gewesen und ohne sein Zuthun hinauf und hinunter geschleudert worden? wie sollte er Andre solche Wege gehn heißen, sie in's tobende Meer, in den feurigen Abgrund stürzen? Dieß konnte Gottlieb nicht und konnte es um soweniger, da er so Viele sorglos auf grünenden Matten herumwandeln sah und an den

Blümlein sich freuen und Lämmer schmücken, musicieren und mit den Kindern singen. Sollte er dieses Glück stören und sie aus ihrem Paradiese treiben? Stürme auf diese friedlichen Auen beschwören und die Fluthen des Oceans in das Bette der Silberbächlein leiten? Er vermochte es nicht; aber eben so wenig auch bei ihnen zu bleiben, ihre Spiele zu spielen mit ihnen, ihre Blumen zu deuten und ihren Märchen zu lauschen. Ein tiefes Meer wogte brandend zwischen ihm und ihnen, es gab keine Gemeinschaft mehr unter beiden; mit einem Worte: Gottlieb mußte der Gottesgelartheit entsagen, konnte nicht Seelsorger, nicht Prediger werden.

Wohl mochte es dem Jünglinge schwer fallen, diese Erklärung, erst vor sich selber und dann dem Vater gegenüber, klar und bestimmt auszusprechen, wußte er doch nur zu gut, wie der alte Pfarrer nichts sehnlicher wünschte und auch bestimmt erwartete, als daß sein einziger Sohn ihm dereinst im Amte behilflich sei und nachfolge. Aber noch weniger duldete Gottliebs edle Natur etwas Unlautres, Unwahres, ohne daß sie bemüht gewesen wäre, es mit allen Kräften auszustoßen. Schon während seines Kampfes hatte er öfter nach Hause geschrieben und die Briefe trugen natürlich den unverkennbaren Stempel dieser Gährung und dieses Ringens, verriethen das Bestreben, durch Steine und Dornen, über Abgründe und Felsengipfel hin sich einen Weg zu bahnen. Der Pfarrer kannte seinen Gottlieb zu genau, um mehr zu thun als einzelne Winke, beruhigende Bemerkungen zu ertheilen, hätte doch gerade ein tiefergehendes Dreinreden den strebenden Jüngling, der seine Bahn selber finden wollte,

noch lebhafter erregt und ihn an einen Abgrund, auf eine Felsspitze hinausgetrieben, von wo die Rückkehr nur um so schwieriger gewesen.

So urtheilte Gottliebs Vater als er des Sohnes Briefe erhielt und sie dem, mit dem Pfarrhause vertrauten, Armenpfleger Joachim Brandis vorwies. Dieser war freilich anderer Meinung und theilte die Ansicht nicht, welche dem Uebermuth der Jugend Rechnung tragen wollte und hoffte, Gottlieb werde schon noch zur rechten Zeit sich die Eisen abrennen, ja, die es als ein gutes Zeichen seiner Fähigkeiten ansah, daß der Junge so stolz sich bäume. Solche Gedanken waren nicht nach dem Kopfe des Pflegers und sogar als der Pfarrer in einem stillen Stündlein bekannte: in seiner Jugend hab er diese Sturm- und Drangzeit selber auch durchgemacht, nur in anderen Redensarten und sei doch wieder vernünftig worden, sogar darauf schüttelte Joachim Brandis bedenklich den Kopf und meinte: hier sollte ernsthaft eingegriffen werden, mit Zusprüchen erst und dann mit Maßregeln, sonst überschnappe der Junge oder werde ein Heide, christlich wenigstens sei solche confuse Sprache schon nicht mehr.

Marie sah die beiden Alten öfter die Köpfe schütteln, hörte sie streiten und gewöhnlich lag da ein Brief Gottliebs vor ihnen auf dem Tische. Sie verstand sich aber nicht auf Dergleichen, achtete auch zu wenig darauf oder vertraute viel zu fest auf Gottlieb, als daß sie etwas Bedenkliches vermuthet hätte. Sie meinte, unter Männern gehöre sich solch Wesen einmal so, wurden doch auch politische Dinge mit dem gleichen Ernste und Eifer verhan-

delt und Gesichter dazu gemacht, als sei die Welt am Versinken oder der Erbfeind wüthe mit Feuer und Schwert grade zwei Stunden unterhalb Würmlingen. Und dennoch gieng ja die Sonne Tag für Tag auf in gleicher Herrlichkeit, blühte und reifte es draußen, kam die stille freundliche Nacht und war tiefer Friede ringsum, so wie von jeher und wurde nichts anders.

Eines Tages aber war gewaltige Störung im Pfarrhofe, der geistliche Herr, sonst ein so gesetzter Mann, den nicht leicht etwas aus dem Geleise brachte, gieng wie von Unruhe getrieben hin und her, stand dann wieder still und seufzte tief auf. Sein behagliches wohlwollendes Gesicht legte sich jetzt in tiefe Falten, dann blitzte wieder ein fremder Zorn aus den ehrlichen Augen, ja, Leidenschaft bemächtigte sich zeitweise aller seiner Züge, die dann den Augenblick darauf wieder schlaff und wie erschöpft waren. Die alte treue Cathri erkannte ihren Herrn kaum wieder in solchem Zustande, umsonst fragte sie Dies und Jenes, sie erhielt keine Antwort. Besorgt lief sie in's Schlößlein, als es am folgenden Tag noch nicht bessern wollte und gestand denn hier ihre Furcht: es könnte nicht richtig sein beim Herrn Pfarrer, in zehn Jahren habe sie ihn nie so gesehen, nicht einmal beim Tode der Frau Pfarrerin selig, er spreche mit sich selber, Gott behüte ihn davor! Brigitte war zum Glücke bei ihrer Strickerei grade vom Abnehmen an den Fersenstillstand gekommen, sie warf darum dieselbe alsbald bei Seite, sogar ohne erst das Nadelspiel zusammen zu wickeln und in den Zwirnknäuel zu stoßen und langte nach ihrer Mageneffenz, nach dem kühlenden Pulver und den Blutreinigungspillen, damit in's Pfarrhaus

zu eilen und den Pfarrer in ihre Cur zu nehmen. Es werde etwas Versessnes sein was ihm in den Kopf gestiegen! — meinte sie, — als des Kesslerklaus seine Frau gekindbettet und vierzehn Tage im Bette liegen müssen, habe die es auch accurat so gehabt. Meister Brandis aber gebot diesem Eifer Halt. Was das Stürmen helfe? fragte er, las einige Armenschreiben aus den Ecken zusammen, steckte sie zu sich, als Vorwand gleichsam, um nicht zu erschrecken oder aufzufallen und machte sich selber auf den Weg. Wirklich fand er den Geistlichen in einem auffallenden Zustande, zeigte sich darum auch ganz überrascht und fragte, ob der Herr Pfarrer nicht wohl oder etwas passiert sei, er könne ja ein ander Mal wieder kommen? Schweigend langte der Pfarrer einen Brief vom Schreibtische, der seinem Aussehen nach schon mehrmals zusammengeknittert worden und reichte den dem Armenpfleger dar. Er war von Gottlieb und enthielt dessen bestimmte und unumwundne Erklärung, der Theologie entsagen und zur Arzneiwissenschaft übertreten zu wollen. Auf Joachim Brandis Angesicht spiegelte sich da zuerst eine freudige Wallung, daß seine Befürchtungen so gegründet gewesen, aber er unterdrückte sie und meinte nur: jetzt wenigstens werde der Herr Pfarrer endlich einsehn, daß die Zeit des ruhigen Zuwartens vorüber sei. Indeß gleich hier giengen die Ansichten der beiden Männer schnurstracks auseinander. Der Pfleger rieth entschieden zu Zwang durch Machtgebot, Entziehung der Unterstützung und Androhen der väterlichen Verstoßung. Zu dem Ende müsse an die Familie geschrieben werden bei der Gottlieb wohne, sie werde gewiß gerne zu Allem behilflich sein,

was diene, den Mißrathnen wieder auf die rechte Bahn zu bringen.

Lagen nun solche Gewaltmittel überhaupt nicht in der Natur des Pfarrers, oder kannte er seinen Sohn zu genau, um dergleichen von vorneherein zu verwerfen; genug, er ließ sich nicht darauf ein. So schrieb er nur zwei, drei Briefe mit ernstlichen Vorstellungen, Ermahnungen und Bitten, die der Jüngling eben so warm, eben so herzlich, wie sie gefaßt waren, wieder beantwortete, dabei aber fest auf seinem Entschlusse beharrte; wurzelte dieser doch mitten in Gottliebs nunmehrigem ganzen Wesen und zog seine Nahrung fortwährend aus dessen neugewonnener Selbsterkenntniß. Eben so wenig ließ sich aber auch die Frucht, die er trug, jetzt aus einem sauren Apfel in eine süße Feige verwandeln.

Als die erste niederschlagende Erschütterung vorüber, war der Pfarrer, so nahe es ihm noch immer gieng, dennoch zu verständig, um durch Gewaltmaßregeln oder nur Drohungen eine noch weitere Kluft zwischen sich und seinem Sohne reißen zu wollen und als alles Vorstellen fruchtlos blieb, fügte er sich dem festen Willen Gottliebs und ließ ihn in Gottes Namen denn Arzneiwissenschaft studieren. Er könne ja auch damit Gott und seinen Nebenmenschen dienen! tröstete sich der brave Mann in dem Schiffbruche seiner Lieblingsgedanken. Der Armenpfleger aber nannte dies unzeitige Nachgiebigkeit, väterliche Schwäche; junge Köpfe müsse man brechen, wenn sie sich nicht biegen wollten und das Feuer mit kaltem Wasser löschen, kübelweise im Nothfall! zische es auch im Anfang und rauche, das habe noch nicht viel zu bedeuten!

Nächst dem Pfarrer war gewiß von allen Menschen Marie am betrübtesten über ihres Jugendfreundes Gottlieb Umsatteln, wie man es nannte. Ein Pfarrer war ja ihr stetes Ideal und wenn sie sich auch nicht mehr offen als künftige Frau Pfarrerin bekannte, vielleicht nicht einmal im Stillen bei sich diesen Gedanken ganz und abgerundet dachte, so gab es im Allerverborgensten, dort wo nur Pulsäderchen hindringen, aber nicht mehr das eigne Auge, wo das klare Bewußtsein in dämmernde Ahnungen verdünstet, dort fanden sich einzelne feine starke Fäserchen, die Marie's innerste Theilnahme fest und zähe mit ihrem Ideale verknüpften und die sich, bei dessen Zerstörung, nicht abreißen ließen ohne empfindlich zu zucken und zu bluten. Kein Mensch indeß hörte eine Klage, einen Vorwurf von des Mädchens Lippen; einzig nur Käuzlein, die innig Vertraute, und auch diese natürlich nicht mehr als Marie sich selber gestand, nämlich die Klage, das Bedauern über diesen Schritt, einzig um Gottliebs willen, als verzichte er dadurch auf sein ganzes irdisches Paradies. Käuzlein freilich nahm die Sache nicht so schwer und hätte sie auf seine Weise noch viel leichter genommen, wenn nicht das Gewicht, das auf der Freundin Herz preßte, damit eben auch auf dem seinen gelastet hätte. Wohl bezeugte es darum ganz aufrichtig seine Theilnahme, fügte aber gleich hernach seinen Trost hinzu: wenn Gottlieb Doktor werde, anstatt ein Pfarrer, so könne er dann wenigstens seinen Thierlein helfen, wenn denen etwas zustoßen sollte. Käuzlein meinte es damit so aufrichtig und sagte das so treuherzig,

daß Marie nicht nur nicht zürnte darüber, sondern sogar lächelte und ihrer Freundin gutmüthig die Hand reichte.

Ein Jahr ungefähr nach diesem Ereignisse kam Gottlieb über die Ferienzeit von der Universität auf Besuch nach Hause. Die Eindrücke, die seine veränderten Studien daheim hervorgerufen, waren theilweise verwischt, jedenfalls traten sie nicht überall zuerst hervor, sondern bloß da, wo durch die Decke, welche das Jahr drüber gelegt hatte, ausdrücklich darnach gegraben wurde. Und in der That, das Aeußre des Studenten verrieth in nichts den nun freilich in's Wasser gefallenen Geistlichen: ein mit vieler Sorgfalt gepflegter Schnurrbart sah wenigstens nicht sehr pfarrherrlich aus, auch der kurze knappe Flaus erreichte bei Weitem nicht die Länge eines ehrbaren, das theologische Maß innehaltenden, Rockes, und wenn endlich die lange Pfeife an sich dem Seelsorgerstande nicht widerstrebte, so thaten dies um so schreiender die gewaltigen Quasten dran und das breite dreifarbige Band, das Gottlieb mit besondrem Stolze über der Brust zu tragen schien. Der Jüngling war allerdings ein ganz schmucker Student, denn seine Tracht wurde durch das ihm eigne kecke, kräftige Wesen noch gehoben; aber daß er zugleich zum Geistlichen in Grund verdorben sei, fand nicht einzig Brigitte, sondern selbst Marie, die im Stillen noch immer mit einer Bekehrung des Abtrünnigen sich getragen, wobei sie freilich sich selber auch eine kleine Rolle zugedacht hatte. Es fiel indeß um so schwerer, an Gottlieb heranzukommen, da er durch Scherz und leichten Spott schon die ersten Annäherungen zu solchem Zwecke abzulehnen und so auch die kleinste Vorarbeit im Keime zu ersticken

wußte. Brigitte platzte freilich gleich auch gar zu derb und schwerfällig heraus in ihrem Feuereifer. Da sie alle Doktoren zum Voraus für halbe Heiden und Gottesläugner hielt und schon darum auch von vorneherein übel auf Gottlieb zu sprechen war, so brannte sie gleich bei der ersten Begegnung eine volle Ladung ihres groben Geschützes von Vorwürfen, Drohungen und Verdammungen auf den Unglücklichen los, die diesen auch nothwendig müßte zermalmt haben, wenn er sich nicht behende hinter die Klippen des Witzes und hinter die Felswand des Spottes geflüchtet hätte. Und als Brigitte bei folgenden Anlässen immer auf's Neue wieder ihre Vierundzwanzigpfünder abfeuerte, war es da dem kecken Jünglinge so zu verargen, daß er diese Angriffe mit spitzen Pfeilen zu erwidern begann und auf jedem Weg und Steg die Blößen seiner Feindinn zu erspähen, sie an ihren schwachen Stellen zu verwunden strebte? Wahrlich, dieser schwachen Stellen zeigte Brigitte bei aller sonstigen Energie genug und für den gewandten Gottlieb war es keine zu schwere Aufgabe, dieselben zu Dutzenden aufzufinden und mit seinen Pfeilen zu bespicken. Bald fand Brigitte in ihrem Strickkorbe die bilderreiche und emphatische Danksagung eines Mohrenfürsten vom Senegal für ein Paar dicke warme Wollstrümpfe, die ihm Brigitte angeblich gestrickt, bald den Entwurf einer neuesten Kirchenordnung, welche darauf hinauslief, daß alle Menschen als Ketzer und Gottesläugner gesotten, geviertheilt, gerädert, verbrannt, gepfählt und lebendig begraben wurden, mit Ausnahme Brigittens selber, die, nach genauem Examen aller Uebrigen, allein als rechtgläubig sich herausstellte. Ein drittes Mal, nachdem

Brigitte Tags zuvor eine Reihe Bekannter einer allerdings sehr scharfen Beurtheilung unterworfen, erhielt sie durch die Post ein kleines Päcklein und als sie es öffnete, fand sie eine abgestreifte Natterhaut darin, an beiden Enden mit einem Schlößlein versehen. Ein Schreiben, mit wunderlichen Charakteren und aus Abyssinien datirt, lag daneben, besagte, dies sei die neueste Facon abyssinischer Strumpfbänder, frisch von einer Klapperschlange gewonnen, Missionär Zapareppa mache sich das Vergnügen, seiner theuren Schwester in Würmlingen ein Paar zu verehren, zum Zeichen der Anerkennung ihrer segensreichen Thätigkeit im Gebiete christlicher Nächstenliebe. — Woher solch verwegner Muthwille rühre, das wußte Brigitte nur zu gut, sie verkohlte fast in ihrer heimlichen Entrüstung und ließ denselben Tag Stich um Stich von der Nadel fallen, etwas Unerhörtes von der geübten Strickerin. Freilich verstärkte diesen Unwillen wohl auch eine kleine Beimengung von Eitelkeit, denn neben allem möglichen Hohne, den solche freche Zusendung barg, kränkte Brigitten — wer sollte es glauben? — die bedeutende Länge der grausigen Strumpfbänder nicht am wenigsten, sah sie doch daraus eine ebenso blutige wie zuchtlose Verhöhnung der betreffenden, allerdings kaum sehr umfangreichen, Gliedmaße heraus. — Wie genau sie aber auch wußte, woher solche Stiche kamen, so erhielt sie doch nie einen genug sichern Beweis in die Hand und scheute zu sehr das, wenn auch unterdrückte, Lächeln der Andern, um den Spuk laut werden zu lassen und eine offne Anklage zu erheben. Sie verbiß also ihren Ingrimm, der durch Gottliebs Unbefangenheit noch gesteigert wurde, zeigte sich

dieser doch nur um so freundlicher und gesprächiger, ja selbst verbindlich gegen seine Feindin und schien um so weniger etwas zu merken, je schwerer es Brigitten ward, an sich zu halten und nicht dennoch gegen ihn herauszuplatzen.

Mit den übrigen seiner Bekannten in Würmlingen fand sich Gottlieb zum Glücke leichter ab, sonst wären ihm seine Ferien sehr sauer gemacht worden. Der alte Pfarrer hatte sich in den Wechsel, als in etwas Unabänderliches, bereits gefunden und verlor darum über die abgethanene Sache nicht mehr viele Worte, merkte er sonst doch an Allem, daß sein Sohn auch in dem neuen Berufe was Tüchtiges abgeben werde. Und der Armenpfleger Joachim Brandis nahm seinerseits doch zu wenig wirklichen Antheil an dem Jünglinge, als daß er sich, durch welche Veränderung in dessen Verhältnissen auch immer, besonders ergreifen ließ; lag es doch überhaupt nicht in seiner Natur, vor einem Gegner Stirn wider Stirn sich in einläßliche Auseinandersetzungen zu verlieren. Nach dieser Richtung hin hatte also Gottlieb keinerlei Angriffe abzuschlagen. Dafür bedrohten ihn solche von einer Seite, die er nicht als Feindesland ansehen konnte und in einer Weise, vor der seine Waffe des kecken Witzes und Spottes als unzureichend sich senken mußte. Nachdem nämlich Marie ihre erste Scheu vor dem ungewohnten Schnurrbarte und dem studentischen Gebaren ihres alten Jugendfreundes überwunden und mehrmals einen vergeblichen Anlauf genommen, bot das Mädchen eines Tages (da Gottlieb weniger als sonst satyrisch gestimmt schien), all ihren

Muth auf, stärkte den noch mit der lebhaft aufgefrischten Vorstellung, daß das ihre Pflicht erheische und fragte nun ihren Freund rund heraus, warum er doch auch von der Gottesgelartheit abgefallen?

Um Gottliebs Mund spielte bereits ein leiser Spott über diese naive Frage, die keine Umwege machte und keinen Ausweg gestatten wollte; aber zur rechten Zeit noch blickte er dem Mädchen in's Gesicht und las daraus die aufrichtigste Theilnahme, ja etwas von Bekümmerniß, das ihn sogleich entwaffnete und zehn Mal fester und schärfer packte in seinem Innersten als alle Strafpredigten und Ausfälle Brigittens mit einander. Er besann sich darum einen Augenblick, dann sagte er: „weil ich doch nicht den Leuten hätte predigen können wie sie es hören wollen!“ Marie, die sich an die Gespräche des Pfarrers und des Armenpflegers erinnerte, fragte hierauf: „Aber glaubst du denn wirklich nicht was wir und wie dein Vater dich unterwiesen hat?“ Gottlieb antwortete: „ich glaube wohl Dasselbe, gutes Kind, aber ich nenne es anders als ihr!“ und da das Mädchen hiezu stillschweigend den Kopf schüttelte, fügte er noch bei: „Marie, bittest du das Christkind noch um die Weihnachtsbescherung?“

Nein!

„Ja warum nicht?“

Weil ich ja kein kleines Kind mehr bin! entgegnete das Mädchen mit halber Verlegenheit.

Der Jügling aber hielt sie bei diesem Worte und fuhr fort: „Feierst du nun deshalb Weihnachten weniger? Siehe, so geht mir's gerade auch und noch zu andern Zeiten als nur um Weihnacht!“ — Sie verstand aber

diese Worte nicht recht, denn als Gottlieb nachher noch etwas von einem alten Glauben sprach, bat sie ihn, doch lieber denselben wieder anzunehmen, damit sie ihn hier verständen und er wieder Pfarrer werden und predigen könne; auch sein Vater wünsche das ja so sehr! fügte sie treuherzig hinzu. Da mußte Georg doch ein wenig lächeln, aber er that es milde, ja fast wehmüthig, so daß Marie selber es nicht übel nehmen konnte und nur nicht weiter fragen mochte. Wenn sie ihn jedoch auch nicht begriff, sie glaubte gleichwohl an seine Wahrhaftigkeit und dachte nicht arg von ihm. Er aber schien nach diesem Gespräche, ein Paar Tage wenigstens, etwas ernster, trug die Anfeindungen Brigittens geduldiger, gab die Hiebe bloß zurück, wenn Marie nicht zugegen war, indeß er bei ihrer Anwesenheit förmlich auf sich herumtrommeln ließ, was seine Feindin sich auch gar sehr zu Nutzen machte.

Die Ferienzeit gieng schon ihrem Ende zu, noch einige Tage und die Rückkehr nach der Universitätsstadt war vor der Thür, Gottlieb dachte an den Abschied und schritt in Gedanken sein Zimmer auf und nieder, als ihn ein hastiges Pochen an der Thür aufweckte. Es war Käuzlein, das ziemlich außer sich herein trat und ihn bei Allem in der Welt beschwor, auf der Stelle mit ihm zu kommen, es sei ein Unglück geschehen. Der Jüngling war noch viel zu neubacken in der edlen Heilkunst, wenigstens in der ärztlichen Praxis, um nicht ob Käuzleins Angst selber ein wenig zu erschrecken, doch hatte er schon so viel Besonnenheit, um im Abgehn seine Verbandtasche einzustecken. Es war ihm kaum möglich mit seiner Begleiterin Schritt zu halten, geschweige daß er über das Nähere des Un-

glücks hätte Aufschluß heischen können, mit solcher Hast eilte die Kleine und war immer voran. Wie fühlte sich aber die hilflustige Begier des jungen Mediciners plötzlich ab, wie verflog all das süße Selbstgefühl, helfen, retten zu können, als Käuzlein in seiner Kammer daheim vor einem schwarzen zottigen und mit Koth ganz beschmutzten, Schäferhunde stehen blieb, der winselnd und heulend am Boden auf einer alten Decke lag und nur mit den vordern Füßen gegen das Mädchen hinkroch, halb ängstlich, halb dankbar dessen Hand leckend, die einen blutigen Lappen von den Hinterfüßen weghob. Wenig nur hätte gefehlt und Gottlieb wäre in seiner Enttäuschung sofort wieder umgekehrt. Indeß, seine Gutmüthigkeit siegte über seinen Aerger, er blickte das Mädchen bloß an und fragte, was er denn hier thun solle? das eine Hinterbein sei gebrochen, das andre im Fleische stark verletzt!

Er möge doch das arme Thier verbinden und wieder heilen! bat Käuzlein und legte der Bestie die Decke sorglich zurecht und streichelte den struppigen unreinen Pelz. Zugleich erzählte es auch, wie es zu dem Hunde gekommen: Er war unter einem Frachtwagen angebunden gewesen, Buben, die vorüber gegangen, hatten ihn gereizt und ganz wüthend gemacht, so daß er an seinem Stricke sich fletschend gegen sie aufgebäumt. Nun hielten sie ihm noch einen Stock hin, den er grimmig mit seinen Zähnen packte und nicht mehr los lassen wollte, während die Knaben zerrten. So wurde das Thier unter das Hinterrad des Wagens gezogen, das ihm denn auch über die beiden Beine wegrollte und sie zerquetschte. Erst das wilde Geheul ließ den Fuhrmann halten; er sah nach,

was geschehen, fluchte auf die muthwilligen Buben, die rasch das Weite suchten und löste darauf seinen Phylax vom Stricke los. Als er aber die arge Verletzung gewahrte, besann er sich nicht lange, sondern fragte gleich nach dem Abdecker des Ortes. Käuzlein indeß, das mit unter den Zuschauern stand, erbat sich da das arme Thier und erhielt es auch leicht, war der Eigenthümer doch froh, nur auf irgend eine Art dessen los zu werden. Ein Bursche, der mit dem Fuhrmann eine Strecke weit gereist war und unter Weges den Hund um seiner Treue und Wachsamkeit willen lieb gewonnen, erbot sich freiwillig, den Verwundeten nach Käuzleins Wohnung zu tragen, da ja von Gehen nicht die Rede sein konnte und das Mädchen im Kreise der neugierig Umherstehenden vergeblich nach Hilfe sich umsah. So war denn Käuzleins ohnedies schon zahlreicher Haushalt wieder um ein Glied und zwar um keines der unwichtigern, hinsichtlich des Brotkorbes, vermehrt worden.

Gottlieb, der den Fall nüchtern ansah, rieth zwar, an das elende und schlechte Thier nicht viele Mühe zu verschwenden. Durch einen kräftigen Schlag auf den Schädel werde dasselbe seinen Schmerzen gründlicher enthoben als durch die sorgfältigste Pflege, von einem Schaden oder Nutzen könne bei dem Köter ja doch nicht die Rede sein, während es sich noch sehr frage, ob er nur wieder ordentlich auf die Beine komme? Dergleichen Reden und Gründe verfiengen aber bei Käuzlein, das ja nur auf die Stimme seines Herzens hörte, nicht im mindesten, was es auch dadurch deutlich an Tag legte, daß es einen Kübel mit Wasser holte, nebst seinem eignen Wasch-

schwamm und damit das geronnene Blut und den Schmutz in der Umgegend der Wunden zu reinigen begann. Hernach las es alte leinene Streifen zusammen und nun freilich blieb Gottlieb auch nichts andres mehr übrig, als einen förmlichen Verband anzulegen, was er denn mit all der Genauigkeit und Schulgerechtigkeit ausführte, die er vom Professor in dem Praktikum gelehrt worden. Wenn er sein Bemühen und seine Sorgfalt im Stillen auch als weggeworfen und sehr überflüssig ansah und kein sonderliches Interesse an dem ungewöhnlichen Patienten nahm, so that er es doch schon seiner ärztlichen Ehre zu Gefallen, daß er denselben noch die folgenden Tage besuchte und den Verband gelegentlich erneuerte. Immer traf er da Käuzlein am Schmerzenslager des armen Phylax an, um das sich auch die übrigen Thiere sammelten, als wollten sie dem Fremdlinge ihre Theilnahme bezeugen oder ihm die Langeweile vertreiben. Mehr als nur ein Mal blieb der junge Arzt überrascht unter der Thüre stehen und schaute nach der wunderlichen Gruppe, deren Mittelpunkt der hagre verwundete Schäferhund, deren Seele aber unstreitig Käuzlein war. Keinem Menschen wurden je Ueberschläge gewissenhafter aufgelegt, als hier der garstigen schwarzen Bestie, die gequetschten Füße ruhten jeder Zeit auf weichem und reinlichem Lager, eine Schale mit Milch und Wasser stand ihr zu Häupten und frische Binden und weiche leinene Lappen lagen regelmäßig in genügender Menge bereit, so oft Gottlieb erschien. Dieser mußte zwar abreisen, bevor die Cur vollendet war, aber er konnte dem Mädchen doch den Trost zurücklassen, daß der Hund ohne weiteren Schaden

als einiges Hinken davonkommen werde, die Wunde sei so viel wie geheilt und auch der Knochen werde bald fest genug zusammengewachsen sein. Er hätte diesen Ausgang wirklich nicht erwartet, fügte der Jüngling ehrlich hinzu, aber die Geduld des Köters sei eben so ungewöhnlich gewesen als die sorgsame Pflege, die er erfahren, es sei nur Schade, daß es kein edleres Thier betreffe! Hierauf antwortete Käuzlein nicht viel, war aber gleichwohl nicht in Allem der gleichen Meinung. Dem Arzte dankte es zum Abschiede für seine Mühe von ganzem Herzen, wobei es bekannte: es hab' es ja immer gedacht, es sei kein so großes Unglück, daß Gottlieb den Pfarrer mit dem Doktor vertauscht! Gottlieb lachte laut über das Geständniß. Käuzlein möge dieß doch Brigitten mittheilen, die werde dadurch sicherlich mit seinem Uebertritte ausgesöhnt werden! sagte er scherzend.

VII.

Auch der Kienseppli sattelt um.

Trotzig und verschlossen war Seppli in's Zuchthaus gewandert und hatte mit keinem Worte verrathen, was in seinem jungen Herzen vorgieng. Verborgen lag Alles hinter der feindlichen, fast stolzen, Miene, und seine Antworten auf Fragen waren kurz: Ja oder Nein und

manch Mal keins von beiden. So gedachte er's auch die ganze Zeit seines Aufenthaltes in der Strafanstalt zu halten und als er die kahlen grauen Mauern, die niedern vergitterten Fenster seines neuen Quartiers sah und die Gesichter und das Betragen seiner künftigen Genossen, da faßte er diesen Entschluß nur um so fester. Als darum kurze Zeit nachher der Seelsorger der Anstalt ihn besuchte, freundlich, theilnehmend zu ihm sprach und ihn so mittheilsam machen wollte, erhielt der gute Mann gar kurzen Bescheid. Weil er den Jungen natürlich für verstockt und grundverdorben ansah, drang er nur ernster in ihn, machte ihm Vorwürfe und ermahnte ihn zu Reue und Besserung. Aber nun war gar nichts mehr aus Seppli herauszubringen: ein finstrer, ja fast geringschätziger Blick war die ganze Erwidrung. Kopfschüttelnd über solch jugendliche Verstockung gieng der Geistliche weiter.

In dieser Anstalt war es eingeführt, daß auch Frauen vornehmern Standes die Gefangnen besuchten, mit ihnen sich freundlich besprachen, Gebete oder sonst Erbauliches ihnen vorlasen, überhaupt auf Hebung ihres sittlichen Menschen zu wirken suchten und dann denjenigen, die Besserung zeigten, Geschenke machten mit Bibeln, Gebetbüchern, oder selbst dann und wann mit Kleidern. Doch auch nach dieser Seite hin zeigte sich der neue Gast wenig zugänglich: es brauche sich Niemand um ihn zu bekümmern! meinte er, besonders nicht Leute, die ihn gar nichts angiengen! und so wies er, mit Spott sogar, die Bemühungen von sich. Natürlich galt er für ein Muster von verdorbenem Menschen und je mehr er den Pfarrer den Kopf schütteln, die Frauen seufzen und bedauern und

an ihm verzweifeln sah, um so mehr gefiel er sich in dieser Rolle und beharrte darin. Daß er ein Paar Mal mit strengerer Diät wegen ungebührlichen Benehmens gestraft wurde, änderte nichts: daheim hatte er schon ganz anders gefastet, hier erhielt er doch für gewöhnlich gute und reichliche Nahrung, so daß hernach ein Paar Tage Wasser und Brot wohl auszuhalten waren. Und er kam sich noch fast wie ein Held vor, wenn er die Strafe ohne Reue und ohne die verlangte Abbitte überstanden, wenn er nach Allem als Derselbe, der er vorher gewesen, wieder unter seine Mitgenossen trat oder Denen, die sich seine Besserung zu ihrer Aufgabe gesetzt, trotzend und höhnisch in's Gesicht sah. Bei den Mitgefangenen erntete er durch dieß Benehmen gleichfalls eine Anerkennung die ihn zur Fortsetzung desselben nur aufmuntern konnte; er sah wie sie Respekt vor ihm bekamen, auf ihn merkten, ihn beifällig einen „verfluchten Buben" nannten, was Seppli als einen gewaltigen Ehrentitel auslegte.

Auf diese Weise gieng es eine Weile fort und er ward allgemein als einer der schlimmsten Sträflinge betrachtet. Allmälig aber fieng ihn doch an vor dem Lobe der schlechten Kerle um ihn herum zu ekeln, als er sie näher kennen lernte. Es war in der Zeit, als ihm die vier Wände, zwischen denen er Tag und Nacht zubringen mußte, enger denn je vorkamen und er sich mit aller Heftigkeit seiner kräftigen Natur nach der Freiheit, nach den Wäldern, den Bergen, dem Herumziehn in Dörfern und Feldern zu sehnen begann. Da war ihm Alles verleidet, der Ruhm den er erntete zuerst. Es waren hier nicht bloß verwilderte Menschen um ihn, verwegen,

toll genug zu jedem Streiche und muthig und standhaft, wenn das Wetter über sie hereinbrach. Mochten sie ihn zehn Mal um seines Trotzes willen erheben, wie falsche Hunde krochen sie selber vor der Strafe, heuchelten um geringe Vergünstigung vor dem Pfarrer, wollten Heilige scheinen vor den frommen Frauen, um, wenn die wieder den Rücken kehrten, die verruchtesten Reden über sie zu führen, sie zu verspotten um ihrer Leichtgläubigkeit willen und mit Heiligem Hohn und Lästerung zu treiben. Seppli war freilich in der Frömmigkeit auch nicht sonderlich stark und bewandert; aber solche Heuchelei, solche Feigheit und Grundschlechtigkeit, solches Lästern, wie es unverhüllt hier vor ihn trat, war seinem offnen Wesen in innerster Seele zuwider und ein tiefes Grauen überfiel ihn beim Hören all der Ruchlosigkeit, die das Lebenselement der Meisten seiner Schicksalsgefährten zu sein schien. So zog er sich denn immer mehr auch von ihnen zurück, lachte nicht mehr über ihre frechen Späße und Zoten und vermied seinerseits ihren Beifall eher, als daß er darnach strebte. Weil aber gerade um diese Zeit die Einsamkeit der Gefangenschaft drückender als je auf ihm lastete, so war es sehr natürlich, daß er sich, ohne es zu wissen noch zu wollen, Denjenigen mehr zuneigte, die er Anfangs so schroff abgestoßen. Diese Hinneigung mochte zunächst freilich nur darin bestehen, daß er vorurtheilsfreier, unbefangener sie beobachtete, nicht mehr von vornherein schon bösen Willen entgegensetzte, oder daß sein Blut weniger mehr in feindliche Wallung gerieth, wenn sie mit ihm zu verkehren suchten. Das Benehmen jener Frauen, wie des Pfarrers, trug aber freilich auch viel zu solcher allmäligen Um-

wandlung bei und immer mehr, je länger Seppli sich entwöhnte, dasselbe durch die Brille seines Trotzes und seiner Bitterkeit zu betrachten. Es fiel ihm jetzt auf, daß der Pfarrer und die Frauen, wie er's doch so natürlich gefunden hätte, sich durch sein abstoßendes feindliches Wesen nicht abwenden ließen, und stets von neuem und ohne Zorn, immer gleich freundlich, ihm wieder nahten. Ein solches Begegnen war dem armen Buben ohnehin schon ziemlich neu, und nun gar von Leuten, die er absichtlich beleidigt. Das gab ihm zu denken. Nachdem er ein Mal wieder tiefinnerst empört worden durch die demüthigen Schafsmienen und durch die frommen Redensarten, welche er die ärgsten Zotenredner und die abgefeimtesten Schelme machen sah, kam es bei ihm zu einem ersten Ausbruche. Gerade näherte sich der Geistliche wieder und setzte ihm zu, doch in sich zu gehen, wobei er nicht ermangelte, Beispiele anzuführen von jungen Verbrechern, die noch zur rechten Zeit Reue gezeigt und am Ende brauchbare und brave Menschen geworden. Da erhob sich in Seppli ein Kampf von gar verschiednen dunkeln Gefühlen. In dem Gedränge der eignen Unentschiedenheit, einer leisen Regung von Theilnahme für den Seelsorger und doch zugleich der Lust, diesem wehe zu thun, fuhr er heraus: wenn ihr wüßtet, Herr Pfarrer, wie weit solche Bekehrung reicht, ihr würdet euch nicht so viel Mühe damit geben! — und hiebei führte er von den Schand- und Spottreden an, die er schon gehört. Ruhig ließ ihn der Geistliche zu Ende sprechen, dann sagte er: das wisse er nur zu wohl und es thue ihm wehe genug, daß das Heilige sogar zur Lüge mißbraucht

werde; aber dann hab' er doch auch wieder die Erfahrung gemacht, daß von solchen Menschen, die Anfangs bloß geheuchelt, am Ende etliche gleichwohl wirkliche Buße gethan. Manche gebe es auch, die spotten wohl noch vor ihren Genossen und seien inwendig schon auf dem Wege gläubig zu werden, es sei da gleichsam, als wollten sie sich gegen sich selber wehren, der alte Adam gegen den neuen Menschen, oder falsche Scham treibe die Schwachen dazu. Da nun Menschen nicht in's Innre sähen, nehme er immer lieber das Bessre an und hievon sollten ihn hundert Täuschungen nicht abbringen. Was denn das am Ende auch zu sagen habe, wenn man ihn täusche? Gott täusche ja doch Keiner damit! Ein Einziger aber, den er gewinne aus Allen, tröste ihn wieder über neun und neunzig gefehlte Versuche!

Seppli verstand es nicht Alles, was der Pfarrer sagte, aber er fühlte doch etwas Eignes aus diesen Worten heraus. Er sann darüber nach, denn es verfolgte ihn, und allmälig begann in seinem Innersten eine Art Wohlwollen für den Geistlichen zu erwachen, dem sich unwillkürlich Achtung beimischte. Darum war er denn bei dem nächsten Besuche schon freundlicher, gab wenigstens ohne Trotz Bescheid und das dritte Mal fand er sich, ohne zu wissen wie? in ein langes Gespräch mit dem Pfarrer verflochten. Kurze Zeit später wußte dieser seine ganze Lebensgeschichte. Freilich über die nächste Veranlassung, warum Seppli eigentlich in's Zuchthaus gekommen, war da noch kein Wort gewechselt worden, vom Geistlichen deshalb nicht, weil er das erwachende Vertrauen des Sträflings nicht gleich auf eine allzu harte

Probe setzen mochte. Und Seppli? Ja nun, Seppli sprach natürlich auch nicht aus Liebhaberei davon, — läßt sich denken. Erst nach einer noch viel genaueren Bekanntschaft wagte der Geistliche endlich auch diesen wunden Fleck zu berühren. In Seppli aber schien es da zu kämpfen: jetzt öffnete er die Lippen, dann biß er sie wieder zusammen, und wenn dann einen Augenblick seine Züge aufzuthauen schienen, so erstarrten sie die Minute darauf und wurden finster und hart. Es war, als wolle er etwas sagen, bringe es jedoch nicht heraus und am Ende vom Liede blieb er eben verschlossen und schwieg. Der Pfarrer las wohl aus diesem Mienenspiel, daß sich etwas darin aussprach wie die Behauptung der Unschuld, dieß war ja auch im Zuchthaus eine gewöhnliche Angabe. Daß der Bursche es aber doch nicht wirklich über die Lippen brachte, deutete sich der Seelsorger noch als ein gutes Zeichen und glaubte mit Freuden, in solcher Scheu eine heilsame Wirkung seiner Bemühungen um Seppli zu entdecken: diesem gehe bereits eine Einsicht in seine Verderbniß auf, aber er sei halt noch nicht ganz durchgedrungen! Und der Mann war erfahren genug, hier nicht ungestüm zu drängen, sondern lieber abzustehn für den Augenblick und erst noch die Zeit wirken zu lassen: auf den ersten Sturm gehe ja selten eine Festung über! Er gab darum dem Knaben statt aller weitern Versuche nur ein Neues Testament und hieß ihn darin fleißig lesen. Aber lesen konnte der Verwahrloste nicht. Da erhob sich neue Noth, doch langte auch neue Hilfe an. Seppli erklärte sich leicht bereit es zu erlernen, die Frauen aber, welche die Sträflinge besuchten, freuten sich, endlich doch eine Hand-

habe zu finden, an der sie den bisher Verstockten fassen und so Einfluß auf ihn gewinnen mochten. Seppli wollte lesen lernen, seine Lehrerinnen gaben sich alle Mühe und so war es begreiflich, daß die Fortschritte nicht nur erfreulich wurden, sondern sogar Aufsehen erregten. Da fand sich ein Mal Gelegenheit, wo auch die Lichtseiten des Jungen zu Tage traten: sein heller Kopf, seine Gewandtheit, sein ganzer Wille. Und mit den Lauten und Strichlein des ABC kam noch ganz Andres in Seppli hinein, ganz Andres auch, als man bisher gewohnt war, damit aus ihm heraus. Und er hätte wirklich der schlechte, grundverdorbene Mensch sein müssen, für den er gegolten, wenn die Milde, das freundliche und unermüdliche Bemühen um ihn, die handgreifliche Theilnahme, kurz die Liebe, die all dieß umsonst an ihm that, ohne von ihm etwas Andres zu verlangen, als sein eignes Wohl, wenn dies zusammen nicht einen wohlklingenden Widerhall in ihm geweckt hätte. Und bei so vieler weggeworfener Mühe an andern Strafgefangenen, nach so langen vergeblichen Versuchen an Seppli selber, war es natürlich, daß sein jetziges Benehmen um so willigere Anerkennung fand, und der bis dahin hoffnungslos verdorbene Bursche bald der gemeinsame Liebling Derer wurde, die sich näher solcher unglücklicher Menschen annahmen. So lernte er nicht allein bald lesen und schreiben, sondern bekam es auch in der ganzen Behandlung besser in Folge seiner guten Aufführung und wurde außer dem Saale der Anstalt da und dort und beim Hausmeister zu allerlei Hilfleistungen und leichtern Diensten verwendet, die eine gar erwünschte Abwechselung in die bisherige Einförmig-

keit hineinbrachten. Seppli hatte es seiner Lebtage noch nie so gut gehabt wie jetzt: freundliche Begegnung, gehöriges Essen und gutes Bette. Bei der Veränderung seines Wesens milderte sich auch die Sehnsucht nach dem wilden ungebundenen Herumschweifen draußen immer mehr, lebte er jetzt doch innwendiger. Mit seiner Lebendigkeit, seinem Muthwillen hatte es geändert. Nun las er viel und gerne, oft Stunden lang; wer ihm das früher bei seinem Herumschwärmen in Feld und Wald je prophezeiht hätte, dem würde er, als einem Narren, in's Gesicht gelacht haben, jetzt aber war's so. Wohl verlachten ihn die andern Gefangenen und nannten ihn spottweise nur den Candidaten. Wie er ihres Lobes nicht mehr achtete, galt ihm auch ihr Tadel wenig, um so besser aber freute ihn die Anerkennung Derer, die ihn durch ihre unermüdliche Anstrengung so weit gebracht, das heißt, seiner Wohlthäter. Aber wie nahe er diesen stand, wie mittheilend er gegen sie war, über den einen Punkt seines Vergehens zeigte er sich immer gleich zurückhaltend, wich jedes Mal aus, wurde einsylbig und suchte auf Andres zu kommen. Vergeblich stellte ihm der Pfarrer, der sein Zutrauen sonst ganz besaß, vor, daß zur völligen Reue das freie Bekenntniß des Unrechtes gehöre und sah die Zurückhaltung des Seppli's, der hierauf nur, fast ängstlich, den Kopf schüttelte, noch für einen Rest des alten Sauerteiges an, den auszufegen ihm zu seinem aufrichtigen Leidwesen nun nimmer und nimmer gelingen wollte, weder durch Ernst noch Freundlichkeit.

Und wie am Ende die Strafzeit abgelaufen und Seppli wieder nach seiner Heimath sollte entlassen werden,

da standen dem Knaben die hellen Thränen in den Augen, wie wenn er eine Zufluchtstätte verlassen und in Nacht und Wetter ohne Obdach hinaustreten müßte. Als beim Abschied der Geistliche ihm noch zusprach, ihm vorstellte: wie ein böser Mensch er gewesen und nun hier auf einen guten Weg gekommen, darauf er auch jetzt in der Freiheit fortwandeln solle trotz allen Dornen und Steinen, da rollten dem armen Burschen Tropfen um Tropfen über die Wangen herunter und seine Brust hob sich mächtig und bedurfte aller Anstrengung, um sich gegen ein förmliches Schluchzen zu stemmen. Der Pfarrer mochte es als seine Pflicht ansehen, jetzt beim Scheiden wenigstens dem Seppli noch ein offnes Bekenntniß abzugewinnen und dazu dessen weiche Stimmung zu benützen. Ja, ich will es Euch jetzt unumwunden gestehn, Herr Pfarrer, — sagte dieser hierauf nach kurzem Besinnen: das Zuchthaus hab' ich gar wohl verdient mit hundert Schelmenstreichen und Diebstählen in Gärten und Feldern, an Früchten und Vieh, und daß ich darein gekommen bin, dafür danke ich nun Gott, denn ich bin hier ein andrer Mensch geworden, aber unschuldig hat man mich doch eingesperrt.

Der Pfarrer stutzte, ja erschrak, was sich auch in seinem Gesichte verrieth. Das hatte Seppli noch nie zu sagen gewagt bis dahin! und den würdigen Mann hätte es zu Seppli's Gunsten weniger peinlich berührt, das Bekenntniß von noch zehn neuen Diebstählen zu vernehmen, als diesen einzigen abläugnen zu hören. Der Junge ahnte auch etwas der Art, denn er fuhr fort: Herr Pfarrer, bisher hab' ich davon geschwiegen, weil hier ja Alle sagen, sie seien unschuldig und ihr hättet mir auch

nicht geglaubt, so wenig als Andre; aber warum sollte ich nun lügen, da ich meine Strafe voll ausgestanden? darum glaubt mir's: Geld habe ich nie gestohlen!

Es lag etwas Feierliches in des Jünglings Rede, der Zuchthausprediger wußte nicht recht was er denken sollte, sprach jener doch so aufrichtig und warm und hatte sich auch sonst so ehrlich benommen. Aber die Unschuld schien auch gar unwahrscheinlich, alle Thatsachen zeugten so laut gegen sie und der gute Mann dachte an so viele trübe Erfahrungen, die er bei ähnlichen Anläßen gemacht, daß er der Versicherung doch wieder keinen Glauben schenken konnte und heimlich fürchtete: die Wurzel des Uebels stecke in dem Jungen doch tiefer, er sei noch verdorbner als er gehofft. Darum sagte er nur mit ernstem Ausdrucke zu ihm: ein Höherer sei als er, der allein sehe in's Verborgene! Hiemit entließ er Seppli, der den Verdacht gar wohl spürte und dadurch selber traurig geworden. Getheilten Herzens blickte der Pfarrer dem Scheidenden nach, der nun auf immer seiner Obhut entrückt war und ein tiefes demüthigendes Gefühl der menschlichen Unzulänglichkeit oder der menschlichen Verderbtheit überkam da den redlichen Mann.

Seppli aber verließ das Zuchthaus und kehrte mit einem belobenden Schreiben über seine Aufführung nach der Heimath zurück. Unterweges in der freien Luft war ihm da eigen zu Muthe: die Gegend kam ihm so weit und luftig vor, die Sonne heller als je, üppiger die Wiesen, herrlicher die Wälder und dennoch war ihm das nicht mehr so Alles wie früher. Es nahm ihn jetzt noch Etwas in Anspruch, das nicht in der Luft, im Sonnen-

schein, den Wäldern und Feldern zu finden. Er war ein andrer Mensch geworden, sein Jugendübermuth gebrochen und über den Trümmern eine neue Welt aufgegangen; Vogelnester giengen ihm nicht mehr über Alles. Dieses ward ihm erst hier, erst jetzt klar. Ernste Vorsätze stiegen in ihm auf während seiner Wanderung, nicht als Tagedieb herumschlingeln wollte er in's Künftige, unbekümmert, um Gott und Welt und zufrieden wenn man ihn nur ungeschoren ließ. Im Gefängniß hatte er eine Idee von etwas Besserem bekommen, auch war er jetzt älter. Es drängte ihn nun, Jedermann zu zeigen, er sei nicht der Taugenichts für den er gegolten und an der guten Meinung fieng ihm an etwas zu liegen. Er hatte den besten Willen, hatte auch ordentliche Kenntnisse; damit wolle er das Vertrauen und die Achtung der Menschen erwerben und bei diesem Vorsatze verdoppelten sich seine Schritte, richtete sein Kopf sich höher und muthiger auf und glänzte frohe Zuversicht aus seinem Auge.

Aber leider fand der Arme daheim das Alles viel weniger rosenroth als er sich's auf der Straße vorgestellt: auf allen Seiten wuchsen nur Hindernisse, Ermuthigung, Unterstützung hingegen nirgend. In der alten väterlichen Hütte, zu hinterst im Dörflein, traf Seppli fremde Leute an: seine Mutter war inzwischen gestorben am Nervenfieber, ein Mädchen mit ihr; der Vater hatte sich später davon gemacht, Niemand wußte wohin, Einige sagten, mit einem fremden Scheerschleifer, Andere, als Pfeifer mit einem durchreisenden Affentheater. Die Kinder aber waren im Lande zerstreut, hier eins, ein anderes dort. In Angstenschwyl wie in Würmlingen hieß es bei Sepp-

li's Heimkehr wohl hie und da: der Seppli ist aus dem Zuchthause zurück! und mit offnen Mäulern gafften die Leute ihn an, als müßten ihm nun Hörner und Klauen gewachsen sein. Aber als ein abschreckendes Beispiel nur wurde er ungehorsamen Kindern vorgehalten und von weitem schon jede Thüre vor ihm verschlossen, jeder seiner Schritte mißtrauisch beobachtrt, denn nun erst schien er den Leuten recht gefährlich, kam er doch aus dem Zuchthause! Dieß Mißtrauen trat dem Seppli überall entgegen, plumper oder verblümter und letzteres schmerzte ihn nicht weniger, denn es kam ja gewöhnlich von Leuten, die er zu den Bessern zählte. Er begegnete demselben namentlich als er sich nach einem Dienste umsah, so bescheiden auch seine Ansprüche waren. Nirgend mochte er ankommen, Viele schienen es ihm als Frechheit auszulegen, daß er sich an einen Platz bei ihnen nur melde und wiesen ihn auch darnach ab; Andere bedauerten, schon versehen zu sein, er komme zu spät, obwohl Seppli nachher erfuhr, daß sie sich unter der Hand noch immer um einen Knecht umthaten. Kurz, überall gab's abschlägige Antworten und der Arme war schlimmer dran denn je, hatte er doch die Lust an der alten Lebensweise verloren und fand zu einer neuen jedes Thor verschlossen. — Solches machte ihn sehr kleinmüthig, ja unglücklich, denn sein Trieb nach Thätigkeit ließ ihm keine Ruhe und doch scheiterten alle Versuche; er dürstete nach Achtung und Geltung und die Gelegenheit sie zu verdienen wurde ihm überall vorenthalten. Ein Kind mochte es einsehen, der Seppli sei nicht mehr der Seppli, aber als Heuchelei, als Tücke und Verschlagenheit, kurz als jedes Mögliche

wurde ihm diese Veränderung ausgelegt, nur nicht als etwas Gutes. Mit seinem unfruchtbaren guten Willen, mit seinen zertrümmerten Hoffnungen und Vorsätzen schlich der Jüngling recht traurig umher, auch körperlich eine geknickte Erscheinung, denn sein Auge wurde matter, seine Wange bleich und hager, als hätte die Gefängnißluft seine leibliche Rüstigkeit mit gebrochen. Jedermann war er verdächtig und darum überall ausgestoßen, sich selber lästig in seiner Unthätigkeit, der arme Seppli! Denn wurde er auch hin und wieder von mitleidigen Seelen bedauert, so giengen sie doch an ihm vorbei mit Achselzucken und dachten, dieß sei eben die Sündenschuld! Ein Anderer hätte sich da vielleicht beim Trunke Trost gesucht, die Versuche, einen Dienst zu finden, Versuche sein lassen und sich damit beruhigt, er habe seine Schuldigkeit gethan, das Glück sei nun einmal gegen ihn! Doch hiezu war Seppli lange nicht mehr leichtsinnig genug, der Stachel in seinem Innern gönnte ihm keine Ruhe und dann hatte er ja von jeher auch einen zu starken Widerwillen gegen den Branntwein. So wurde er denn allerdings kein Lump noch Trunkenbold, wohl aber unglücklich, sehr unglücklich.

Da fiel in die trübe Nacht des Armen ein Schimmer von einer Seite, woher er nimmer etwas Gutes erwartet hätte: Brigitte begann sich für ihn zu verwenden. Hätte Seppli nur halbwegs ein leibliches Dasein gefristet und wär' er dabei von makellosem Rufe gewesen, jene würde nimmer den kleinen Finger für ihn gerührt haben. Aber es lag in Brigittens sonderbarer Natur, daß, wer nur

recht bis über die Ohren hinaus im Jammer stak und wäre der gleich ihr Feind gewesen, eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf sie übte, denn dadurch wurde er ein Gegenstand für die Wohlthätigkeit, das heißt für den wohlthätigen Verein, dem sie mit allem Eifer vorstand. Wenn sie darum dem Seppli auch um keinen Preis von Anfang würde beigesprungen sein und wär's mit einer halben Mühe nur möglich gewesen, sondern ihn im Elende sinken und sinken ließ, so wurde er jetzt, da er die gehörige Tiefe erreicht, wo das Wasser ihm über den Mund stieg, als vollwichtig zu Gnaden angenommen. Eine nicht minder große Empfehlung als die vollendete Noth war indeß auch die Thatsache, daß er ein konstatirter Verbrecher war, daß der Makel des Zuchthauses auf ihm lastete, wuchs doch damit die Thätigkeit noch nach einer neuen Seite hin. So beschloß denn Brigitte, für den im Elend darbenden Sträfling durch den Verein zu sorgen, dessen Statuten Seppli's Zustand nun ganz entsprach und unterdrückte den alten Groll wegen des gestohlenen Engeländers, mit nicht kleiner Selbstüberwindung. Der Jüngling wurde daher vor die Sitzung gezogen, nachdem er erst unter vier Augen bei Brigitten und hernach vor dem Pfleger, als dem Geschäftsführer des Vereins, hatte Spießruthen laufen müssen. Wie mürbe auch der arme Bursche da aussah und nichts weniger als übermüthig sich benahm, er war doch noch nicht windelweich genug, nach den Zusprüchen, Vorwürfen und Ermahnungen zu urtheilen, die er von den Beiden im Voraus erhielt und die endlich zum dritten Male in voller

Sitzung des Vereins über ihn ausgegossen wurden; lag diesem ja Alles daran, seine Wohlthaten nicht wegzuwerfen, sondern auf gutes durchackertes Feld fallen zu lassen. Durchackert aber und gedüngt obendrein war nun der Seppli, denn hatte man ihm nicht des eindringlichsten vorgehalten, wie sein jetziges Elend nichts sei als die Folge seines sündhaften Lebens, wie ihm nicht nur Zuchthaus, sondern auch Galgen und Rad und hinterdran noch die ewige Verdammniß dazu bevorständen, falls er nicht ein neues Leben beginne. Stellte ihm Brigitte nicht insbesondere noch und mit sehr bedeutsamem Blicke die Frage, ob er nun an eine Vergeltung glaube oder nicht? kurz, ward nicht der letzte Odem aufgeboten, dem armen Seppli auch das kleinste Fünklein von Muth oder Selbstvertrauen auszublasen? Der Seppli aber ließ alles das über sich ergehen, entschuldigte sich nicht, machte auch kein trotziges Gesicht, sondern bloß ein trauriges. Daß er ein unglücklicher Bursche sei, war ihm allein klar und gegenwärtig, das allein trat ihm aus all den Vorwürfen entgegen und wenig nur das Unrecht, das darin gegen ihn lag. Andres berührte ihn jetzt nicht, darum wehrte er sich auch nicht dagegen, hatte überhaupt nicht den Muth, nicht die Lust zu Streit noch zu Widersetzlichkeit. Darum machte er auch auf den Verein keinen ungünstigen Eindruck, so daß wirklich beschlossen wurde, sich seiner anzunehmen. Nur das wie? fragte sich jetzt. Der Armenpfleger rieth, um den Tagdieben und Vagabunden an ordentliche Arbeit zu gewöhnen, mit einer Arbeitsanstalt einen Vertrag abzuschließen und dort ihn unterzubringen.

So und so viel betrage das Kostgeld, das sei freilich zu viel für die Kräfte des Vereins, aber man könne sich ja auch noch an die Gemeinde wenden! Diese Ansicht drang indeß bei den weiblichen Gliedern nicht durch, fanden sie dieß doch gar zu hart. Vielleicht mochten sie auch den Gegenstand ihrer Unterstützung lieber unter Augen behalten, sich an dem Segen der Wohlthätigkeit täglich in der Nähe zu erfreuen und zu erbauen, was in der Begründung das Interesse an dem Schützlinge und seine genauere Beaufsichtigung genannt wurde. So faßte man denn auch richtig mit Stimmenmehrheit den Beschluß und nahm ihn zu Protokoll: Dem Seppli, so lang er sich der Wohlthat würdig erzeige und man es nöthig erachte, wöchentlich eine gewisse Unterstützung in Geld zu verabreichen. Als aber Seppli wieder in's Zimmer trat, um den Bescheid zu vernehmen und nun von dem Almosen hörte, da war's, als wecke ihn dies Wort aus seinem versunkenen trübsinnigen Wesen auf. Eine dunkle Röthe flog über sein Gesicht und der gebeugte Nacken richtete sich auf in Unmuth und Stolz. Man konnte es ihm anmerken, wie er sich zusammennahm bei seiner Erwidrung, daß er kein Almosen begehre, nur einen Dienst wünsche, um sich ehrlich durchzubringen. Sorge man ihm für diesen, so wolle er sich im Weiteren helfen und zeitlebens dankbar bleiben! Verwundert streckte da mancher Hals sich nach Seppli hin, als er diese Worte sprach, manch langes Gesicht sah sich an, Köpfe wackelten hier und dort, Laute des Erstaunens und Unwillens wurden hörbar, bis sich Einzelne ermannten und ihm

Vorwürfe machten über seinen Bettlerstolz und daß er noch nicht gedemüthigt genug sei. Andere schalten ihn undankbar, ja sogar unverschämt: er solle nur den Verein sorgen lassen und nicht selber drein reden wollen, wohin seine Meinung führe, habe man gesehen! Nachdem der erste Sturm vorüber, konnte Seppli sich endlich erklären: wie er ja nur Arbeit begehrt um Niemandem zur Last zu fallen, er müßte sich ein Gewissen draus machen, bei gesunden Gliedern, Geld für nichts anzunehmen, darum bitte er nochmals, ihm lieber zu einem Dienste behilflich zu sein, wenn's für den Anfang auch nur um Essen und die nöthigen Kleider wäre! Ein solch Begehren stimme zwar nicht mit ihren Statuten überein, meinten da Etliche, denen Seppli's dringendes Anliegen nachgerade doch nicht so gar verwerflich erschien und die sich gerührt fühlten; doch könnte vielleicht auf dem Privatwege etwas der Art für ihn gethan werden! Hier fielen verschiedene Blicke auf den Meister Brandis, dessen Knecht mit Nächstem Hochzeit hielt und darum bei seinem Herrn austrat; auch mochte bekannt sein, daß bis jetzt noch kein Ersatzmann für diesen gedungen war. Schon früher hatte Seppli selber hier angeklopft in seiner Noth. Der Pfleger saß damals gerade hemdärmlig im Garten und nahm seinen Neunetrunk. Breit war er hinterm Tisch postirt, eine halbe Maaß Rother stand vor ihm und ein Stück Käse, er feuchtete eben einen gehörigen Bissen davon an, als Seppli sich ihm näherte und ließ sich in seiner Arbeit nicht sehr stören. Und als der Bursch sein Gesuch vorgebracht, schluckte Meister Brandis erst ge-

mächlich hinunter, goß das geleerte Glas dann wieder voll und nur während dem Einschenken sagte er kurz zu Seppli: kann keine Schelme brauchen! Dieser setzte hierauf nicht noch einmal an, sondern schlich sich wieder fort, hörte aber noch, wie der Pfleger mit Jemand von den Dienstboten zankte, daß sie das Gätterlein immer offen ließen und dadurch das Gesindel in den Hof zögen! — So redete dieß Mal in der Vereinssitzung Meister Brandis freilich nicht, als er die Blicke Vieler auf sich haften fühlte und auch wohl verstand' was sie bedeuteten: Zwar hieß er jetzt den Seppli auch abtreten für einen Augenblick, sprach dann aber selber für einen Dienst im Allgemeinen sich aus, nur werde schwer ein solcher zu finden sein, fügte er gleich hinzu, wie er für den Seppli passe, auch wenn er das Beste von dem Burschen voraussetze. Man müsse erwägen, wenn ein Meister für sich auch alle Bedenken überwinde, so werde ein Zuchthäusler, und wenn er nachher ein Engel geworden, doch überall dem Mißtrauen begegnen, bei dem Mitgesinde, den Nachbarn, kurz, bei Allen die ihn kannten, von den Anzüglichkeiten und Sticheleien, die er zu verschlucken bekomme, gar nicht zu reden. Es müsse ja einem Solchen selbst nur peinlich sein, aus jedem Gesichte zu lesen: ich weiß deine Geschichte, du bist wegen Dieberei so und so lang im Zuchthaus gewesen! Es scheine ihm darum für Alle weit besser, fuhr der Armenpfleger fort, wenn man den Burschen an einem andern, entfernten Orte vermöchte unterzubringen, wo er nicht bekannt sei. Hiefür könne sich der Verein verwenden und ihn empfehlen, von dem Vergehen sei's

am besten ganz zu schweigen, gestützt auf das gute Zeugniß das der Seppli aus dem Zuchthause mit zurückgebracht.

Diese Rede schien denn einen Stein von mehr als einem Herzen zu heben, wenn auch Etliche noch bedauerten, den Schützling aus dem Gesicht lassen zu müssen, mochten sie doch noch viel weniger ihn in's eigne Haus aufnehmen. Das Verdienstliche blieb doch noch immer, daß man den von Allem Entblößten mit den nothwendigen Bedürfnissen für seinen künftigen Platz ausstatten konnte, worin sich nachher in der That auch ein förmlicher Wetteifer entspann. Es wurde nach links und nach rechts geschrieben, wer nur halbwegs eine wohlthätige Seele im Leibe hatte, der wurde belagert und zur Uebergabe, eines Dienstes nämlich für einen „Unglücklichen", aufgefordert. Dem, der den Seppli einzig aus diesen Schreiben des Vereins kennen lernte, mußte er nothwendig als ein Bild der Vollkommenheit erscheinen, freilich vom Mißgeschick verfolgt; aber in jeden Sattel gerecht, ein Ausbund aller Tugenden, beinahe zu gut für diese Welt, jedenfalls für den Stalldienst, um den man für ihn nachsuchte. Einen großen Theil dieser Schreibereien besorgte des Armenpflegers rechte Hand, seine Schwester Brigitte, die im Verein zugleich das Siegel und die Kasse bewahrte. Daß sie nun auf diese Weise von Seppli schrieb, zu dem und von dem sie doch ganz anders gesprochen, darauf bildete sie sich nicht wenig ein, in sofern dieß sonst ihre Bescheidenheit zuließ, denn sie nannte es: in christlicher Liebe Böses mit Gutem vergelten. Ob es übrigens Die, an welche die Briefe gerichtet, ebenso genannt, wenn sie Alles

gewußt hätten, ist eine andre Frage. Gleichwohl wollte sich lange kein Dienst finden lassen, entweder weil alle Knechte und Knechtlein mit einem Male so vortrefflich wurden, daß die Meistersleute sie um jeden Preis zu halten suchten, oder weil die Angegangenen bei sich im Stillen und über die Briefe weg dachten, keine Katze im Sack kaufen zu wollen und trotz allem Rühmen den Verdacht hegten, hinter so vieler Empfehlung müsse jedenfalls etwas Verdächtiges stecken.

Zwei Stunden von Würmlingen, an einer sonnigen Halde, hinten an einen Wald grenzend, lag der Nußrain, ein Bauerngut, das noch nicht lange in die Hände seines jetzigen Besitzers gekommen. Es lag seitab von der Landstraße, wenig Leute kamen dorthin, denn mit Wenigen nur stand der Nußrainbauer in Berührung. Unter diese Wenigen gehörte indeß Meister Joachim Brandis, der in Ablösungsangelegenheiten und weil er Geld auf dem Lande stehen hatte, öfter nach dem Nußrain gekommen war und noch jetzt dieß und jenes Geschäft dort abzuthun fand. Hier nun, wohin natürlich auch eine Epistel gewandert, wurde plötzlich ein Knecht gesucht und der Bauer, der von Seppli nie was gehört, der auch auf die Empfehlung des angesehenen Armenpflegers etwas hielt, verstand sich endlich dazu, dessen Schützling in seinen Dienst zu nehmen. Brigitte ließ den Jüngling zu sich kommen, ihm die Nachricht und was Alles dazu gehörte, mitzutheilen, namentlich auch bei diesem Anlasse einen Thurm von Verpflichtungen auf seinem Gewissen aufzubauen, der auch um so höher anwuchs, als die Strickerin

sich gerade behaglich in den Gängen eines „Wadenstillstandes" konnte gehen lassen. Und als Seppli bald nachher gar noch zum Abschiedsbesuche herbeordert wurde, kam zu diesem Thurme der Verpflichtungen noch ein Berg von Warnungen und Zusprüchen, um den sich ein breiter Weg schlängelte, belebt von der Anzahl seiner Vergehen und Sünden, die kohlschwarz und wie die Maschen eines Strumpfes, sich an einander reihten. Mit dieser drückenden Last übergab Brigitte dem angehenden Knechtlein noch zwei Paar neue gestrickte Socken, die, als glühende Kohlen gleichsam, obwohl sie nur von blauer Baumwolle waren, den Sünder auf's Haupt brennen sollten. Und was dem armen Sünder Brigitte oben im zweiten Stockwerk gesagt, das schärfte ihm der Pfleger unten im ersten nochmals ein, etwa Vergessnes fügte er nicht minder eindringlich bei, namentlich machte er ihm recht anschaulich, was Alles man an ihm gethan: zeitlebens freilich werde er Schuldner bleiben müssen, aber durch ein ausgezeichnetes Betragen solle er wenigstens seine Erkenntniß davon an Tag zu legen suchen! Um all diesen Wohlthaten gleichsam auch in der Wirklichkeit die Krone aufzusetzen, geschah es wohl, daß nun noch zum Abschiede Meister Brandis dem barhäuptigen Seppli einen alten Filz schenkte: der solle ihn jederzeit an das Genossne erinnern!

Der arme Jüngling hatte sich schon zu vollständig in ein geduldiges Fügen oder wenigstens Anhören, auch ihm fremder und sogar feindlicher, Meinungen ergeben, als daß er den Versuch könnte gemacht haben, die Predigten alle nur zu unterbrechen, geschweige denn sich irgend

wie widerspenstig zu zeigen. Nahm er auch nicht Alles gar zu buchstäblich in sein Herz auf, so mochte er gleichwohl übersatt sein von den Zusprüchen und Belehrungen, als er, die Strümpfe und den geschenkten Hut in Händen, im Hofe des Schlößleins noch Marien antraf. Seit langem nicht mehr hatte er das Mädchen gesehen, das Zuchthaus, noch eher aber auch die Zeit, welche Marie inzwischen zur Jungfrau reifen ließ, hatte die Kluft, welche des Armenpflegers Machtgebot zwischen dem Knaben und Mädchen nur äußerlich gerissen, auch nach der Tiefe ihres ganzen Menschen hin erweitert. Jetzt übersprang Seppli's Jugendmuth und Keckheit die Schranke nicht mehr, welche das wohlgerathne Mädchen von ihm trennte. Marie war gestiegen, war schlank und hoch, angethan mit allem Schmuck der Jungfrau; Seppli hingegen, wie war er gesunken! nicht nur in's Zuchthaus, sondern in sich selber, herab von der Stufe des Muthes, der Lebensfrische, der sorglosen Unbefangenheit. Keines erblickte jetzt im Andern den ehemaligen Gespielen, wenigstens nicht im ersten Momente, denn Seppli empfand eine Scheu und Ehrfurcht, Marie aber zunächst Mitleid und Erbarmen beim Anblick des Armen. Darum denn wollte Seppli auch ausweichen und darum gieng Marie auf den Jüngling zu und grüßte ihn recht freundlich. Dieser blieb nun stehen und es schien etwas in ihm emporzutauchen, tief tief aus dem Herzen, als lebe die alte schöne Jugendzeit noch einmal vor ihm auf, so wie die Spitzen der Berge noch einmal leuchten, wenn doch die Sonne schon untergegangen. Wie geht's dir, Seppli? fragte Marie; du

sollst nach dem Nußrain kommen? es freut mich für dich! Die Freundlichkeit, die wohl auch in den Worten lag, noch deutlicher aber in dem Tone, that dem Armen wohl, als schiene ihn nach langem kaltem Herbstwetter die Sonne wieder ein Mal warm an und das Fremde und Scheue, das gegen Marie auf seinem Herzen und Gesichte lag, verzog sich wie ein Nebel. Er dankte ihr, daß sie sich noch erinnere an ihn und seiner nicht schäme.

Warum schämen? — fragte die Jungfrau, mehr um ihn aufzumuntern und etwas zu sagen; auch war sie selber ein wenig verlegen, daß er meine, sie verachte ihn oder sei stolz geworden. Er aber erwiderte: weil ich im Zuchthaus gewesen!

Red' nicht so, Seppli! sprach sie hierauf; ich denke darum nicht schlechter von dir; Käuzlein hat mir ja erzählt, was du ihm damals gesagt, und ich glaube es. Käuzlein glaubt dir auch, — fügte Marie schnell noch bei, weniger um dem Seppli einen größern Trost zu geben, als um nicht gleichsam ganz allein für und mit Seppli der allgemeinen Meinung entgegen zu stehen. Der Jüngling sagte zwar nichts hierauf, aber es war doch, als hätte er etwas gesagt, wenigstens kam es dem Mädchen vor, sie müsse nun wieder reden und sprach darum von seinem neuen Dienste: sie zweifle nicht, daß es ihm dort wohl gefallen werde, der Nußrainbauer sei ein braver Mann, ein wenig genau und ängstlich, seine Leute indeß halte er gut, dieß Lob genieße er weit und breit. Seppli dankte, dankte auch Marien, daß sie von jeher so gütig und freundlich gegen ihn gewesen, er könne das zeitlebens

nicht vergessen und wenn er's auch nicht abzutragen vermöge, so hoffe er wenigstens, sie es nie bereuen zu lassen! Sie wisse nicht, wie ein theilnehmend Wort einem armen verachteten Menschen, wie er sei, wohl thue und nach allem Dem was er hören müssen: einem vertrockneten Stäudlein könne ein warmer Regen nicht besser bekommen. Traurig und mit Herzklopfen wäre er in seinen neuen Dienst getreten, wie sehr er auch darnach getrachtet; jetzt aber scheine ihm die Zaghaftigkeit aus allen Gliedern zu weichen und er freue sich vielmehr darauf und hoffe das Beste!

Und das war sogar auch sichtbar an Seppli, denn seine gebückte Gestalt wurde aufrecht und seine Züge belebten sich, die Augen glänzten, er fürchtete jetzt das Urtheil der ganzen Welt nicht mehr, vertraute sich selber wieder. Marie aber sah den Veränderten verwundert an und als sie nicht mehr den gebeugten und verstoßnen Seppli vor sich erblickte, der Erbarmen und Mitleid heischte, da war es, als erschrecke sie leise und die jungfräuliche Scheu trete wieder in ihr altes Recht. Das Mädchen suchte in's Haus zu kommen und der Abschied fiel von ihrer Seite jedenfalls holpriger aus als der Willkommen. In dem Jünglinge aber hatten die wenigen Worte mehr gute Vorsätze geweckt und wärmere Dankbarkeit entzündet, als alle Zusprüche und Ermahnungen des Armenpflegers und Brigittens, nebst allen alten Hüten und blauen Strümpfen der Welt obendrein. Er trug den festen Entschluß mit fort, noch etwas Rechtes zu werden, er, den Alle so tief gestellt, daß er selber sich niedrig und un-

würdig vorgekommen, fühlte er sich doch durch die Theilnahme, das Vertrauen, den Glauben an sein Besseres, wie ihm diese in der freundlichen Begegnung Mariens so ermunternd entgegen traten, jetzt auch vor sich selber wieder gehoben, gestärkt und bis in's Innerste durchwärmt.

Allgemeine deutsche Volks-Bibliothek

Bd.: 7,5

Berlin 1854